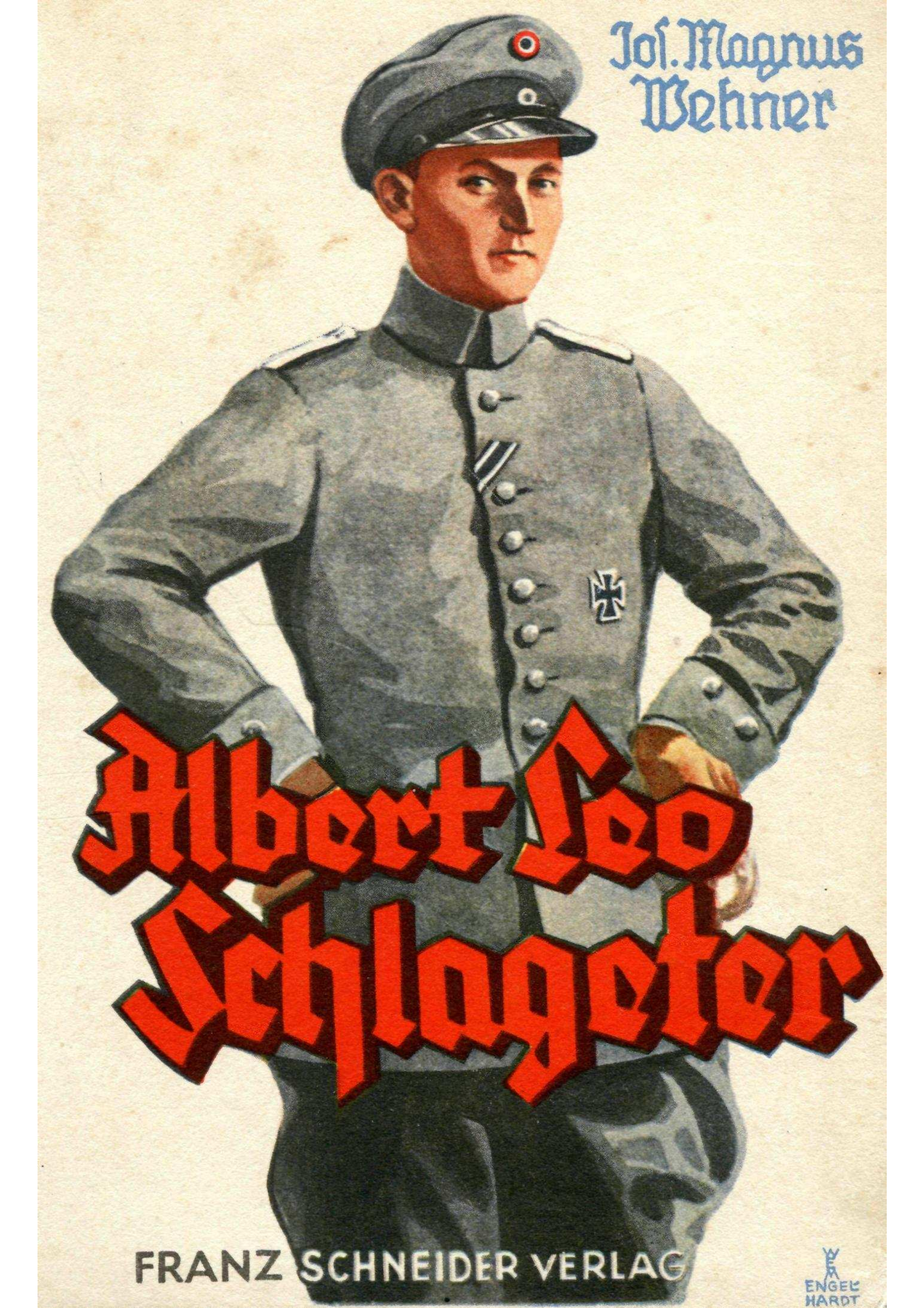

Jos. Magnus Wehner
Albert Leo Schlageter
FRANZ SCHNEIDER VERLAG
ENGELHARDT



Josef Magnus Wehner

Albert Leo Schlageter



Erstes bis fünftes Tausend
Buchschmuck von Willi Engelhardt

Franz Schneider Verlag G.m.b.H., Leipzig

Gedruckt bei Oswald Schmidt G. m. b. H., Leipzig

Inhalt



Jugendzeit

Am 26. Mai 1933 erklang ganz Deutschland wider vom Ruhme eines Mannes, der zehn Jahre vorher unter den Kugeln der Franzosen sein Leben für Deutschland gelassen hatte. Die Glocken läuteten, überall marschierten braune und schwarze Bataillone, um feierlich das Andenken des Helden zu begehen. Meist schlossen sie unter Gottes freiem Himmel um die Flamme eines Feuers den männlichen Ring, wie es uraltes Sinnzeichen germanischen Brauchtums ist. So zogen sie auch in entschlossenen Reihen auf die Golzheimer Heide bei Düsseldorf — zu jenem Orte, der vor zehn Jahren das Blut Albert Leo Schlageters trank. Der tiefinnerliche Wille des deutschen Volkes hat jene düstere Sandgrube in ein Heiligtum der Nation verwandelt. Mehrfach umzieht heute ein steingefaßter treppenähnlicher Ring, immer tiefer in die Erde hinabführend, die Opferstätte, und wo

der Held zu Boden sank, da tragen Stufen in eine schlichte Krypta hinab, deren Altar in die dunkle Erde gebettet ist wie ein Märtyrergrab. Eine Kapelle ist seinem Andenken geweiht, und oben auf der Erde über dem unterirdischen Altare erhebt sich ein zwanzig Meter hohes schlankes Kreuz, das Zeichen des sieghaften christlichen Glaubens, zu dem sich Schlageter bis zu seinem letzten Augenblick bekannte.

An jener Stätte brannten am 26. Mai des Gedächtnisjahres 1933 in großen Becken mächtige Feuer. Sie brannten viele Tage lang, während drinnen im Reiche die Glocken klangen und lauschende Menschenreihen vor den Schaubühnen saßen, auf denen das Leben und der Tod Schlageters gespielt wurde, so wie es der Dichter Hanns Johst gestaltet hat. Niemals noch in der deutschen Geschichte wurde ein Held mit gleicher Liebe von allen Gliedern des deutschen Volkes gefeiert. Denn während früher die Nation in viele Parteien zerklüftet war, stand sie jetzt zum ersten Male geschlossen zusammen im wunderbaren Gefühl der Einheit, die Adolf Hitler ihr geschenkt hatte, und einmütig erhob sie Albert Leo Schlageter zum Nationalhelden.

Von seinem Leben und Sterben soll nun erzählt werden. Beides war schlicht und einfach, wie das Leben eines deutschen Menschen schlicht und einfach ist. Er lebte das Leben des ewigen Soldaten, des freiheitliebenden Kämpfers, wie Hunderte und Tausende vor ihm und nach ihm. Wenn ihn das deutsche Volk trotzdem zu seinem Helden erhob, so geschah es aus tiefer Verehrung vor der unbedingten Treue dieses Mannes, der in keinem Augenblicke seines Lebens auch nur das geringste Zugeständnis machte, es geschah auch in

dem Gefühl, daß Albert Leo Schlageter sein Leben in einem geschichtlich hohen Augenblick von sich warf, um das Leben der Nation zu retten: in demselben Jahre nämlich wurde ein anderes ungeheures Blutopfer dargebracht. Am 9. November fielen vor der Feldherrnhalle in München sechzehn Vorkämpfer der deutschen inneren Freiheit. Beide Ereignisse stehen im engsten Zusammenhange, der von den Franzosen auf der Golzheimer Heide Erschossene und die Toten des 9. November haben die heiligste Blutsbrüderschaft miteinander geschlossen. Aus ihrem Tode schöpfte die Nation neue Kraft, und deshalb auch wurde ihr Bild auf die Altäre des Volkes gestellt.

Kindheit und Vaterhaus

Tief im Schwarzwald liegt das Dorf Schlageten. Hohe schwarze Tannenforste umhegen es, alte Sagen gehen dort von Mund zu Munde. Kein Laut der großen Welt stört die abgeschiedene Stille. Dort wahrscheinlich wuchs das Geschlecht der Schlageter heran, bis es nach Schönau auswanderte.

Schönau liegt im Wiesentale. Die Wiesentäler sind ein ganz besonderer deutscher Schwarzwaldstamm. Hartnäckig und zäh, verschlossen und stolz. Vielleicht sind sie schon seit Urzeiten so, vielleicht aber haben sich ihre Eigenschaften erst im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet, denn immer standen sie, die Wiesentäler, im Kampfe mit den nahe wohnenden Franzosen. Die Geschichte weiß blutige Einzelheiten davon zu erzählen.

Im Jahre 1444 rief der Habsburger Kaiser Friedrich III. die Franzosen gegen die Schweizer zu Hilfe. Der Franzosenkönig sandte gleich zehnmal mehr Truppen, als Friedrich verlangt hatte, denn er gedachte ein Stück von diesem verhaßten Deutschland zu erobern. Sengend und brennend zogen die französischen Landsknechte durch die Täler des Schwarzwaldes. Sie nannten sich selbst die Schinder, und was Tier und Mensch von ihnen auszustehen hatten, das brannte sich den Wiesentälern unauslöschlich in ihr Gedächtnis. Als sie das deutsche Elsaß und Lothringen verwüstet hatten, zogen die Mordbrenner ab und wurden von den Schweizern bei Basel schwer geschlagen. Im Jahre 1634 verbrannten die Schweden ganz Schönau mit Ausnahme der Kirche. Kaum vierzig Jahre später legte der französische Marschall Créqui auf Befehl des räuberischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. die Stadt abermals in Asche. Zwanzig Jahre später steigt die Flamme auf einem Raubzuge gegen die Pfalz aus der Ortschaft — und so geht es fort durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die Kriege hindurch, die sich aus der französischen Revolution entwickelten, bis in die Zeit Napoleons I. Immer sind es die Franzosen, die mordend, sengend und brennend in den dunklen deutschen Wald einbrechen, und wenn der Wiesentäler nach Westen blickte, dorthin, wo sich die feine blaue Linie des Wasgenwaldes vom Himmel abhob, da sah er nicht nur die weich verdämmernde Hügellandschaft, sondern vor seinem inneren Auge stiegen in wilden Zügen die unmenschlichen Landsknechte, die brutalen Offiziere und Soldaten vergangener Jahrhunderte auf, die seinem Volke so tiefe und so bittere Wunden geschlagen hatten.

Schlageters Mutter war eine Hotzenwälderin. Die Hotzen sind ein kleiner selbständiger Volksstamm, der im südlichen Schwarzwald mitten unter den Alemannen sein selbstgezimmertes Leben führt. Auch die Hotzen haben einen unbändigen Freiheitswillen, ein empfindliches Rechtsgefühl und eine leise Neigung zum Grübeln. Sie gehorchten immer nur dem König oder dem Kaiser, vor den jeweiligen Landesfürsten hatten sie wenig Achtung. Dieses Häuflein zäher und unabhängiger Menschen hatte die Kühnheit, mit dem Erzhause Österreich Krieg zu führen. Oft brachen Unruhen bei ihnen aus, und jedesmal wurden sie von einer überwältigenden Übermacht geschlagen, die Männer enthauptet und die Familien in die Verbannung geschickt. Wie ein Sinnbild wirkt der Name des Dorfes, aus dem die Mutter stammte, für den Charakter der stolzen Hotzenwälder: Herrischried.

So wuchs der Knabe, von den Eltern mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Menschen begabt, in dem kleinen, mit Holzschindeln gedeckten Schwarzwaldhause auf. Er hörte den Brunnen rauschen, der auf dem Vorplatz aus der Schwarzwalderde heraussprang. Er saß unter den Birken im kleinen Garten, er schlich zwischen den jahrhundertealten Schränken und Truhen herum, die sich in der Familie fortgeerbt hatten. Er saß bei der märchenerzählenden Mutter in der dunklen Küche, während die Flammen aus dem offenen Herdfeuer stiegen und der Rauch lustig zu den Schinken und Würsten im Schornstein hinaufstieg.

Frühzeitig wurde er Hüterbub. Im Sommer zog er jeden Tag mit den Ziegen die grünen Hänge hinauf, in die schwarzwogende Wildnis der Wälder. Dort oben auf den Bergen

konnte man weit in die geöffneten Kammern des deutschen Landes hineinschauen. Einige Täler weiter hatte als Bub Altmeister Hans Thoma gewohnt, der diese deutsche Landschaft so schön abgebildet hat, wie kein Maler vor und nach ihm. Aus der Flut der vielen Hügel erhob sich der eineinhalbtausend Meter hohe Belchen, umwittert von geheimnisvollen Sagen. Dort verbrachte der Knabe seine schönsten Stunden, während die Natur mit tausend Stimmen zu ihm sprach. Er liebte diese seine Heimat von ganzem Herzen. Als dem dreijährigen Bübchen jemand erzählte, wie unendlich schön es im Himmel sei, da antwortete der Knirps: „Schöner als in unserer Stube, wenn sie frisch geputzt ist, kann es auch nicht sein."

In der Schule hörte er mit glühenden Wangen von den Befreiungskriegen erzählen. An Sommerabenden saß er zu den Füßen der alten Soldaten aus dem siebziger Kriege und hörte atemlos auf ihre Berichte von Schlachten und Gefechten, von Turkos und Zuaven, von Kanonendonner und Kugelspritzen, von Reiterattacken und mutigen Taten. Es dauerte auch nicht lange, da hatte er Gelegenheit, seine Tapferkeit zu beweisen. Es war ein schöner Wintertag. Der Lehrer führte die Schüler ins Freie zur Schneeballschlacht. Er besetzte mit dem größten Teil seiner Schüler einen Hügel und befahl dem kleinen Schlageter, mit dem Rest die natürliche Festung zu stürmen. Die Schlacht begann, die Schneebälle flogen herüber und hinüber, Schlageter setzte mit seiner Schar wiederholt vergeblich zum Sturme an: die Übermacht war zu groß. Plötzlich aber wurde es ihm zu dumm. Er achtete den Wirbel der feindlichen Schneebälle nicht, die ihn trafen, sondern stürmte entschlossen den Hügel hinauf, fuhr



mit dem Kopfe dem Lehrer zwischen die Beine und zog ihn unter dem tosenden Jubel der ganzen Schule den Hang hinunter. Damit war die Schlacht und die Anhöhe gewonnen.

Der kleine Albert besuchte die Volks- und die Bürgerschule. Er war einer der besten Schüler. Nach dem Unterricht ging er zu seinem Pfarrer in die Lateinstunde. Er lernte bei Pfarrer Rinterskuecht so gut, daß der Vater ihn nach kurzer Zeit auf das Gymnasium in Freiburg schicken konnte. Sicherlich ist der kleine Lateiner mit Angst und Bangen in die Prüfung gestiegen, aber siehe da, er bestand so gut, daß er gleich in die vierte Klasse aufgenommen wurde. Freilich, der Bub hatte nun viel Heimweh. Er war ungelenk und ungeschickt und lange nicht so fein gekleidet wie die Stadtbuben, aber er war auch kein Mutterkind, das sich ewig am Schürzenzipfel festhält, sondern er tat einfach seine Pflicht. In der fünften Klasse erhielt er einen Preis als zweitbester Schüler. Auch als ihn eine Krankheit neun Monate lang heimsuchte, blieb er nicht sitzen, sondern kam nur einige Plätze zurück.

Herrlich aber waren die Ferien! Da war der Koffer mit den spärlichen Habseligkeiten schnell gepackt, und leichten Herzens, das gute Zeugnis in der Tasche, ging es der Heimat zu. Glückselig saß er dann an dem blauen altertümlichen Kachelofen auf der blanken behaglichen Wandbank und ließ sich von der Mutter bedienen. Er raufte gern und mit Nachdruck mit seinen drei Brüdern, die ebenso kräftig heranwuchsen wie er. Vor allem aber durchstreifte er, ein halber kleiner Jäger, die Wälder, die tiefen, geheimnisvollen, wildreichen Forste des Schwarzwaldes.

Er wollte Geistlicher werden. Tapfer schritt er seinem Ziele zu. Da — in Unterprima — brach plötzlich der Krieg aus, wenige Tage vor seinem zwanzigsten Geburtstag.

Die jubelnde Erregung, die damals das ganze, große, männerwogende Deutsche Reich durchzitterte, hallte auch in Freiburg nach. Es war unendlich schwer, jetzt still auf der Schulbank zu sitzen und Homer und Horaz zu ochsen, oder gar in die figurenreichen Geheimnisse der Mathematik einzudringen. Draußen auf dem Pflaster der kleinen Stadt klangen die Schritte marschierender Soldaten, die, Blumen am Helm und am Gewehrlauf, zum Bahnhof zogen. Überall sang es im Schritt:

„O Deutschland hoch in Ehren
Du heil'ges Land der Treu!"

Was hatten da Rom und Karthago zu sagen, wenn Frankreich und Deutschland sich sichtbar gegenüberstanden! Was war Hannibals Alpenübergang, von dem Livius in so schwierigen Sätzen erzählt, was waren die Perserkriege oder die Kaiserzüge des Mittelalters gegen diesen brausenden, alle Herzen ergreifenden Aufstand der Völker? Frankreich ... da standen wieder die blutbespritzten Landsknechte vergangener Jahrhunderte vor der Seele des Wiesentaler Knaben auf, und im jugendlichen Trotz sang er das Lied mit:

„Siegreich wollen wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapf're Held."

Der junge Schlageter brauchte nicht lange zu warten. Ganz Deutschland eilte damals zu den Waffen, die Schreib-

stuben der Regimenter konnten die Millionen Freiwilliger gar nicht alle aufnehmen. Es war ein Volk in Waffen, das nun aus dem Reiche über die Grenze zog, einem ungeheuren Schicksal entgegen. Auch Schlageter meldete sich sofort. Er durfte in kurzer Zeit sein Notexamen machen und sich beim Feldartillerie-Regiment 76 in Freiburg melden.

Ein tapferer Soldat

Nun beginnt ein lustiges Soldatenleben. Man wird ein wenig schneller ausgebildet als in Friedenszeit. Anfangs drückt der Stalldienst, und es gibt Schwielen an den Händen, aber dafür laufen Tag für Tag die herrlichsten Siegesmeldungen aus aller Welt ein, und voll Ungeduld brennt jeder darauf, ins Feld zu kommen. Überall ist ein edler Wetteifer bei den jungen Rekruten. Wenn um vier Uhr geweckt wird, fährt alles blitzschnell in die Drillichhosen, mit nacktem Oberkörper sausen sie dann an die Waschbecken, und wenn der Unteroffizier vom Dienst das Zeichen gibt, dann steht die ganze blanke Reihe mit ihren Kaffeenäpfen schon längst auf dem Kasernenflur. Auf den großen Schießplätzen draußen, wo es kriegsmäßig zugeht, möchte jeder der Erste sein, langsam gewöhnt man sich auch an die feindliche Gegenwirkung, und der hallende Krach der Kanonen schreckt einen schon gar nicht, man ist ja Feldartillerist, 76er!

Die Ausbildungszeit dauert nicht lange, und dann kommt der Tag des fröhlichen, siegesgewissen Ausmarsches. Es ist der 7. März 1915.

Die Züge rattern nach Westen. Die Tunnels bersten fast

vom Geheul der jungen Freiwilligen. Plötzlich sieht man den hauchzarten, aus steinernen Blumen in die Luft gebauten Kölner Domturm und dann schwillt in frühlingsstarker Breite der grüne Rhein unter der Brücke dahin, Deutschlands Schicksalsstrom! Aus tausend Kehlen grüßt ihn das Lied der Freiwilligen:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?"

An der belgischen Grenze werden die Jungen stiller. Es ist ein geschichtlicher Augenblick, man läßt jetzt das alte Reich hinter sich, man trägt von nun an die deutsche Grenze vor der eigenen Brust, und so weit man im feindlichen Lande vordringen wird, so weit wird Deutschlands Grenze reichen. Hügeliges Wiesenland dehnt sich unter dem märzgrauen Himmel. Da, plötzlich wird das erste Feldgrab sichtbar: ein schmaler Hügel, schon halb eingesunken, auf dem ein helmtragendes Holzkreuz steht. Einer sagt es dem andern, und dann werden es mehr Gräber, lauter kleine Hügel, die wie Nester in der Landschaft hocken. Man hat damals im gewitterähnlichen ersten Ansturm die Soldaten begraben, wo sie gerade fielen. Dann aber kommen die ersten Massengräber. Ein leichter Schauer läuft über das Herz. Da liegen große, viereckige Erdwälle unter den Wolken, dreißig, vierzig, dreihundert, vierhundert feldgraue Soldaten schlafen dort, stumm ausgerichtet, und erwarten den letzten Appell.

Der Zug gleitet weiter durch belgische Landschaft. Man sieht die ersten zerschossenen Häuser, Brandruinen künden die Stelle, wo einst blühende Dörfer standen, das Land ver-

wandelt sich allmählich in kriegerisches Gelände. Dort laufen am Zuge halbverfallene Schützengräben vorbei, nur bis in Kniehöhe ausgehoben, ehemalige Ausgangsstellungen zum Sturm. Dort an jenem Waldeingang spreizen sich wirre Knäuel von Stacheldraht, und bald werden auch zerschossene Erdwälle sichtbar, gesprengte Betonmauern von Festungstürmen ziehen klaffend vorbei, und dann kommt die erste Stadt, der Zug hält, man hört die ersten französischen Laute. Kinder bieten bitterschmeckende schwarze Zigaretten an, und alles scheint verwandelt zu sein. In der Nacht fährt der Zug jetzt langsamer. Vor die Fenster müssen Vorhänge gezogen, die Lichter gelöscht werden. Man ist in Feindesland, nur gedämpft darf man sich unterhalten. Von der Front her hallt es dumpf und ununterbrochen, und wenn man aus dem halbdüsteren Abteil hinauslugt, fahren große flammende Blitze wie Geisterflügel über den Horizont. Der Freiwillige, der bis jetzt unaufhörlich Witze erzählte, verstummt — und plötzlich hält der Zug. Es ist ein grauer Morgen. Rasch werden Geschütze und Bespannung ausgeladen, und eine Stunde später ist man bei den alten, bärtigen, sturmerprobten Kameraden. Nicht lange dauert es, dann reckt sich neben dem Vormarschwege das erste tote Pferd, bald vielleicht erblickt das Auge befremdet den ersten Toten, plötzlich schlagen dann unvermutet mit furchtbarem Getöse die Granaten rechts und links ein, und nun ist man schon ein mit Feuer getaufter Soldat, die übrige Welt versinkt, man ist allein mit seinem Schicksal auf dem Felde der Ehre, auf dem nichts anderes mehr gilt als Tapferkeit und Treue.

Die Westfront hat unseren Helden nicht mehr losgelassen.

Er sah die furchtbarsten Kämpfe des Weltkrieges: Flandern und Arras, Champagne und Verdun, Somme und Artois, Bayonne und Scarpe, Moutry und Siegfriedstellung. Die Feldartillerie ist immer am weitesten vorne, und der vorderste von ihnen ist Schlageter: Er wird als Artilleriebeobachter in den vordersten Graben zur Infanterie geschickt.

Auf der flandrischen Ebene rauchen und blitzen Tausende von Granaten. Es ist ein Großkampftag. Pulverschwaden verhüllen die Sicht, die deutsche Artillerie sähe gern, wohin ihre Geschosse fallen, damit sie dem Feinde möglichst viel Schaden zufügen. Aber in dem ewigen Feuer und vor den kreisenden Fliegern kann sich kein Fesselballon in der Luft halten. Da wird Schlageter vorgeschickt. Er sieht den Turm der Kirche von Warneton, Granaten haben ihn schon angesägt, er steht schief, jeden Augenblick kann eine Granate ihn zu Fall bringen. Der Feldartillerist überlegt nicht lange, er klettert hinauf, beobachtet, meldet. Plötzlich gurgelt eine neue Granate heran und zerkracht am Steingemäuer des Turmes. Er wankt, neigt sich langsam zur Seite und birst in sich selber zusammen. Entsetzt blicken die Kameraden hin und sehen, wie ein schwarzer Klumpen sich aus dem stürzenden Steinwerk löst. Es ist Schlageter, der herausspringt wie ein Flieger aus dem brennenden Flugzeug. Steinwürfel, Staub bedecken ihn. Man zieht ihn hervor und siehe da, er lebt! Es ist dasselbe flandrische Schlachtfeld, auf dem auch Hitler kämpfte und vom Schicksal verschont wurde ...

Ein anderes Mal — es ist in dem Feuerkessel von Verdun, wo jede Handbreit Boden von Granaten durchwühlt ist — sehen ihn die Kameraden vom Schützengraben zum Artillerie-

stand zurückkehren. Aufrecht, die Pfeife im Munde, geht er durch das heulende Gewühl, ohne sich zu decken. Zeitweilig verschwindet er völlig in Pulverdampf und Erdfontänen, und man gibt ihn schon verloren. Aber auch diesmal kehrt er heil zurück und macht Meldung. Ein Kernspruch von ihm lautet: „Es ist wie auf dem Exerzierplatz nach dem Regen, wenn man nur fest in die Pfütze hineintritt, dann spritzt der Dreck nach allen Seiten, und man bleibt trocken. Wer ausweichen will, den erwischt's."

Mit dreiundzwanzig Jahren wurde er Offizier. Seine Leute vergötterten ihn. Als er bei Verdun auf dem Wege zur vordersten Stellung verwundet wurde, schleppten sie ihn auf den Schultern zurück. Manch anderer hätte sich jetzt auf einen schönen Heimaturlaub gefreut, er aber blieb im Lazarett zu Sedan und kehrte bald wieder zu seinen Leuten zurück. Man vertraute ihm jetzt eine der Infanterie-Begleitbatterien an, die immer in vorderster Linie zur Unterstützung der Infanterie eingebaut werden. Er wurde zum zweiten Male verwundet und kehrte auch diesmal nicht heim, sondern kam nach kurzer Zeit, noch hinkend, zu seinen Leuten zurück. Niemals steckte er den Offizier heraus. Wenn seine Leute elende Quartiere hatten, verzichtete auch er auf ein bevorzugtes Zimmer und legte sich zu ihnen ins Stroh. Er haßte den Etappengeist, der sich in den sicheren Quartieren weit hinter der Front breit machte und scheute sich nicht, auch höhere Offiziere zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie den Geist der Kameradschaft mit den hart kämpfenden Frontleuten nicht verstehen wollten. Rolf Brandt erzählt davon eine hübsche Geschichte:

Schlageter kam einmal müde, hungrig und abgerissen aus dem vordersten Graben, um beim Stabe Meldung zu machen. Angelockt von den Wohlgerüchen, die der Küche des Kasinos entströmten, trat er ein und bat, wie es militärischer Brauch war, einen ihm begegnenden Major, im Kasino essen zu dürfen. Der blickte ihn von oben bis unten an und erwiderte zögernd: „Ja, Herr Kamerad, bei uns ist aber Vorschrift, beim Essen — lange Hosen.“ Schlageter drehte sich auf dem Absatz herum und war schon draußen. Er war zu stolz, dem Major auch nur eine Antwort zu geben. Aber sein Magen knurrte gewaltig, und er machte sich auf den Weg zum Divisionsstab. Dort traf er den General, machte Meldung und trug ihm seine Bitte um Essen vor. Er hatte Glück, der hohe Herr führte ihn am Arm sofort an seine eigene Tafel. Schlageter ließ sich das Essen schmecken, sagte aber seelenruhig in einer Pause, es sei wohl hier am Orte nicht überall üblich, daß für die Leute von der Front Platz wäre. Ersucht, seine Äußerung zu begründen, erzählte er den kleinen Vorfall mit dem Major. Der General wurde dunkelrot im Gesicht, stand sofort auf und ging zu dem Major, den er mit folgenden Worten zur Rede stellte: „Herr Major, dieser Offizier steht mit seiner Batterie an der härtesten Stelle der Front. Er kam, um eine Meldung zu machen. Dieser Kamerad ist hungrig und durstig. Herr Major, ich habe den Eindruck, daß Sie keine Ahnung haben, wie es an der Front zugeht. Ich werde veranlassen, daß Sie sofort dorthin versetzt werden, damit Sie die Front kennenlernen!“

Aber so dachten leider nicht alle Generäle, und so schlich sich denn, von der Heimat herkommend, der Geist

der Zersetzung zuerst in die Etappe ein. Müdigkeit, Hunger, Entbehrungen aller Art und nicht zuletzt die heimliche Tätigkeit feindlicher Spione brachten das kriegstüchtigste Volk der Welt zum Verrat an der eigenen Sache, zur Verzweiflung an seinem Geschick. Es bot seinen Todfeinden den Waffenstillstand an und wurde nach seinem Willen entwaffnet. Der deutsche Soldat aber, der tapferste der Welt, kämpfte bis zum letzten Augenblick. An manchen Stellen der Front machte er sogar noch heftige Angriffe, obwohl längst der Rückzugsbefehl gegeben war. Auch Schlageter mußte auf höheren Befehl mit seiner Batterie zurückgehen, aber er ging kämpfend zurück. Er bediente selber die Geschütze und schoß auf kurze Entfernung in die Kette der vorsintflutlichen Ungeheuer, die da durch den Nebel herankrochen. In kurzer Zeit erledigte er sechs feindliche Tanks.

Während überall sonst Arbeiter- und Soldatenräte gebildet wurden, welche die Träger der alten Autorität absetzten und nun im Namen des Volkes selber mühsam und erfolglos zu regieren versuchten, hatten diese Leute, meist „Etappenschweine", bei Schlageter kein Glück. Als sie auch an seine Batterie herankamen, ritt er an ihnen vorüber und verwies sie nur kurz an seine Unteroffiziere. Die aber knöpften sich die roten Beauftragten vor, hieben sie windelweich und warfen sie in den Straßengraben. Das waren rauhe, aber herzliche Umgangsformen, die auch allgemein Beachtung fanden: es traute sich von diesem Tage an kein Roter mehr an die Batterie Schlageter heran, und dem Führer wurden keine Achselstücke abgerissen. Mit wehem Herzen, aber wohlbehalten führte er seine ausgemergelten Kanoniere

über den Rhein und beschloß, während andere Offiziere in todesbitterem Schmerz und weil sie die Weltschande nicht ertragen konnten, sich eine Kugel in den Kopf jagten, weiterzuleben und sein Vaterland nicht im Stiche zu lassen. Er weinte, als es über den Rhein ging, aber dann ließ er, im Heimatstädtchen angekommen, seine Batterie hart über das Pflaster auffahren, absitzen und laden und stieg selber die Kasernentreppe hinauf, wo der Soldatenrat saß: schmächtige Zigarettenbürschchen mit der roten Armbinde, Munitionsarbeiter und feldgraue Drückeberger. Er machte ihnen schnell klar, daß er von solchen Herren keine Befehle entgegennähme, und als sie aufspringen wollten, deutete er nur durch das Fenster auf seine Batterie. Als er herunterkam und seine Leute entlassen mußte, hoben sie ihn auf die Schultern, brachten ihm ihr Hurra aus und trugen ihn, wie einen auf den Schild erhobenen Helden der Vorzeit zum letzten Male vor den Mündungen der Geschützrohre einher.

Für den jungen Leutnant gab es keine Tränen- und Seufzerpause. Sofort nach seiner Entlassung ließ er sich an der Universität Freiburg als Student der Nationalwirtschaft eintragen. Während draußen in der Welt sich härteste und furchtbarste Geschichte begab, mußte er in den Hörsälen die trockensten Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Wirtschaftstheorie anhören. Was hier an der Universität geschah, stand zu den Ereignissen draußen in der großen wilden Welt in schreiendem Gegensatz. Die Friedensbedingungen der Alliierten, die Behandlung weißer Frauen und Männer durch schwarze französische Kolonialtruppen im Rheinlande sprachen dem Geiste des Rechtes Hohn, das bis zum Kriege unter

Völkern galt. Die Grundsätze jeder Wirtschaftslehre wurden lächerlich gemacht durch den Hungerkrieg gegen Deutschland, der den Waffenkrieg ablöste und dem Hunderttausende unschuldiger Kinder zum Opfer fielen.

Der ewige Soldat

Der Bolschewismus hatte in Rußland gesiegt. Es war der glühende Wunsch der roten Fürsten, das Imperium von Moskau zum Weltimperium auszubauen. Der Kern des Bolschewismus war nicht weltanschaulich, sondern kriegerisch: die Flamme der roten Revolution sollte der ganzen Welt leuchten, nachdem sie jeden Widerstand vernichtet hatte. Der erste Anlauf galt dem geschwächten, aus hundert Wunden blutenden Deutschland. Rußland rüstete Heere und marschierte gegen die nördlichen Randstaaten: Estland, Litauen, den Hausflur zu Ostpreußen. Sengend und brennend zogen die Horden vorwärts, ihre Greueltaten wurden zwar von der Weltpresse verschwiegen, doch drang einiges in die Herzen der entsetzten Deutschen: Erschlagene Geistliche, edle Frauen wie die junge Gräfin Keyserling, die von den vertierten Roten zu Tode gequält wurde ... Leise drang die Kunde von den Untaten auch in die Hörsäle des Reiches.

Jene Staaten waren von deutschen Truppen fast entblößt, die Bolschewiken hatten es leicht. Sie wurden geführt von lettischen Soldaten, die mit den Chinesen zusammen die Henker der russischen Revolution bildeten. In den roten Blutkellern Moskaus hatten sie ihr Werk getan und sie stürzten sich nun auf die verhaßten baltischen Gutsherren, bei denen

sie früher Knechte waren. Deren Land wollten sie haben und aufteilen, sie selber wollten die Herren in einem Lande sein, das Nachkommen westfälischer adeliger Ordensritter mit Domen, Burgen und kunstvollen Patrizierhäusern so prachtvoll aufgebaut hatten, daß ihnen die Augen vor Neid übergingen. Estland wurde genommen, Revals alter deutscher Dom mußte die blutrote Fahne tragen, die alte Universitätsstadt Dorpat, in der deutsche Geistesgrößen gelehrt hatten, wurde genommen, das herrliche Riga fiel, die ostpreußische Grenze lag in greifbarer Nähe.

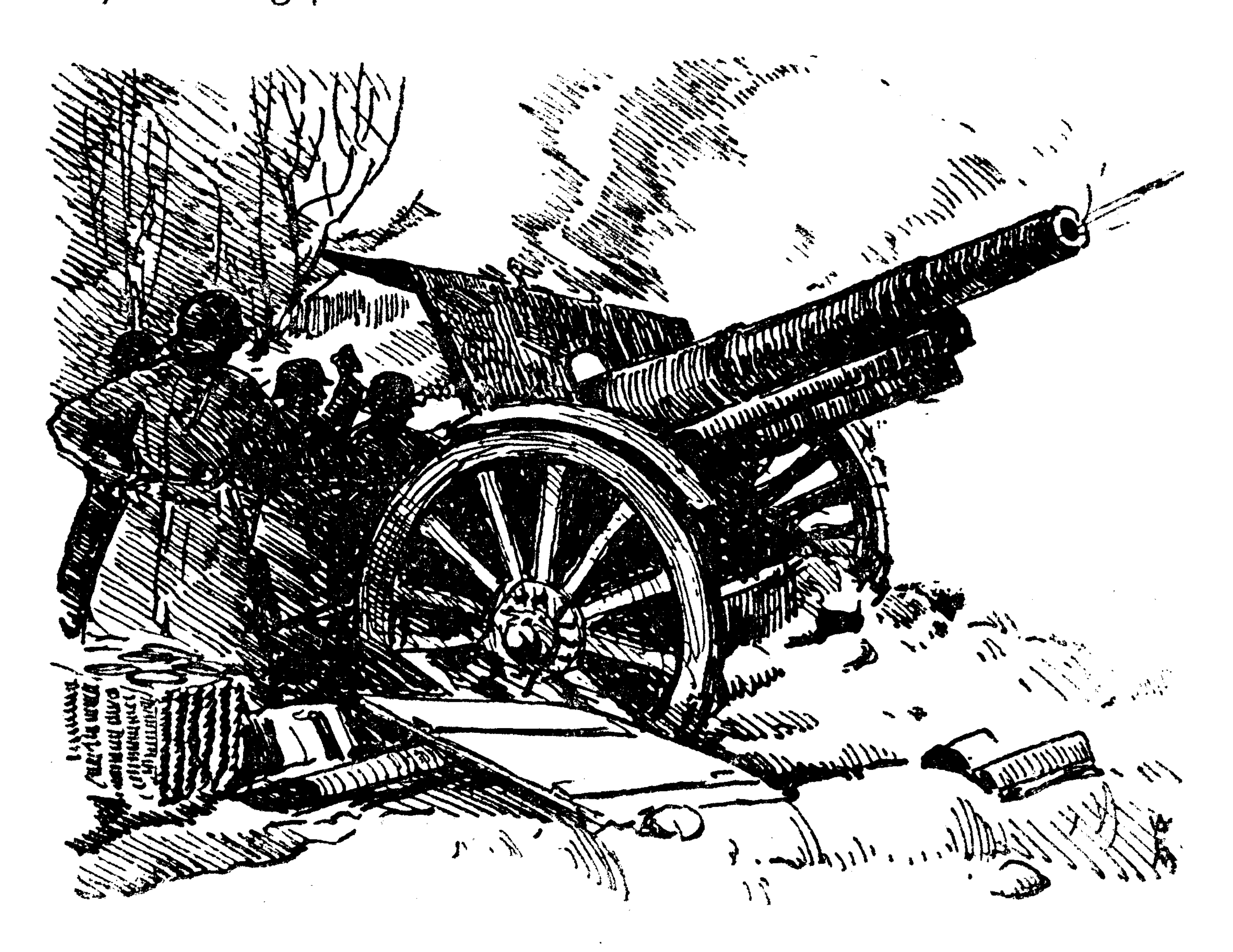
Da flammten die ersten Aufrufe ins deutsche Land hinüber. Graf von der Golz, der Freiheitskämpfer in Finnland, rief um Hilfe. Die deutsche marxistische Regierung mußte diesen Hilferuf dulden, denn sie hätte von einem bolschewistischen Sieger noch Schlimmeres zu erwarten gehabt. Auch die übriggebliebene lettische Regierung versprach den Freiheitskämpfern, ebenso wie die baltischen Grundbesitzer, Siedlungsland. Die feigen Siegerstaaten gaben schließlich auch noch die Erlaubnis zur Abwehr, denn sie fürchteten die Weltrevolution, und Deutschland war ihnen gerade gut genug, der Prellbock des bolschewistischen Vormarsches zu sein.

Als der Ruf der bedrohten deutschen Kultur im Osten Schlageters Ohr traf, meldete er sich sofort freiwillig beim Freikorps Medem, erhielt eine Batterie und ritt mit ihr gen Kurland. In Rigas Mauern wurden Deutsche zu Tode gepeitscht, Riga mußte genommen werden.

Der 20. Mai 1919 wurde zum herrlichsten Kampftag. Die deutschen Freikorpsmänner sahen drüben jenseits der Düna die alten Türme der trotzigen Hansastadt im ersten

Frühroț liegen. Sie standen unmittelbar am Rande der Vorstadt Mitau, die bald mit stürmender Hand genommen war.

Von Mitau führt die lange Dünabrücke nach Riga hinüber, und die im Feuer liegende Brücke zu nehmen, war kein leichtes Wagestück.



Leutnant Schlageter setzte sich an die Spitze seiner Batterie. Sie sprengen im Galopp an die Brücke heran, protzen ab und schon sitzt die erste Salve jenseits der Düna in dem roten Haufen und in den ersten Häusern der Stadt, in denen sich feuernde Schützennester festgesetzt haben. Aber die drüben sind gut gedeckt, ihre Geschoßgarben fegen an die Schutzschilde der Geschütze, man muß einen Handstreich wagen. Schlageter rast mit einem Geschütz bis zur Mitte der Brücke

und feuert in direktem Schuß, wie damals beim Rückzug in Frankreich, in die feindlichen Reihen. Die Wirkung ist furchtbar. Fahnenträger brechen zusammen, die Haufen lichten sich, am Dünarande häufen sich die Toten. Ein Augenblick der Verwirrung wird geschickt ausgenützt und in donnerndem Galopp braust die ganze Batterie Schlageter über die Brücke, die Infanterie eilt ihr nach, das rechte Dünaufer und damit Riga selbst ist in der Hand der Deutschen.

Schlageters Gesicht ist schwarz von Pulver. Er rennt mit seinen Leuten an die Gefängnisse und öffnet die Tore. Er läßt sich vom Jubel der Bevölkerung nicht rühren, nur ein kleines, blondes, vierjähriges Baltenkind nimmt er am Schloßplatz, wo sich die deutschen Sieger aufgestellt hatten, auf den Arm, und das war das schönste Zeichen, in dem sich das Herz eines deutschen Soldaten Luft machen konnte. Kurz darauf sah man ihn im Rigaer Dom beim großen Befreiungsgottesdienst stehen. Der Pastor konnte nicht zu Ende predigen, denn das laute Weinen seiner Gemeinde, vor deren Seele noch einmal die überstandenen Schrecken vorüberzogen, erstickte seine Worte. Schlageter war ein frommer Mensch, er betete in die Tiefe seines Herzens hinab.

Als die Deutschen die Bolschewiken zurückgeschlagen hatten, hatte England kein Interesse mehr an der Fortsetzung der Kämpfe. Moskau war ja gefügig geworden. So forderte es von Deutschland die Zurückziehung seiner Truppen, es sandte Kriegsschiffe, Motorboote und Marinetruppen nach Lettland und schoß mit Letten und Bolschewiken zusammen auf die Deutschen, die sich weigerten abzuziehen, weil sie ja der letzte Wall vor der Ostgrenze des Reiches waren. Es

kamen die härtesten und bittersten Tage für die deutschen Landsknechte.

Die eigene Regierung hatte sie im Stich gelassen. Die Letten, deren Land sie befreit hatten, standen gegen sie auf, die Bolschewiken wurden wieder frech, und von der Küste her donnerten die englischen Schiffsbatterien. Bei den Rückzugskämpfen erhielt Schlageter einen Steckschuß, als er beim Übergang über die Aa einen seiner Artilleristen rettete, der vom Floß in den starken Strom gefallen war. Es wurde kalt, in dem ausgepowerten Lande gab es nichts zu essen, aber man hielt todesmutig zusammen. Vertriebene Balten gesellten sich zu ihnen, Frauen bewaffneten sich, um ihre Kinder zu schützen, und so zog die verlorene hungernde Legion von Ort zu Ort der deutschen Grenze zu. Wie Wölfe folgten die Roten dem Zuge, und sobald sie eine günstige Gelegenheit erblickten, griffen sie aus dem Hinterhalte an oder fetzten wenigstens mit ihren Geschützen in die Reihen der wehrlos Marschierenden. Ein wertvoller Teil des deutschen Volkes, der baltische Adel, brach dort oben zusammen, man sah Greise mit dem Karabiner in die Roten feuern, bis sie selbst von Kugeln durchlöchert zusammenbrachen, über den Leichen ihrer Nachkommenschaft. Das war zu derselben Zeit, als der Minister Erzberger in das Stammbuch des goldenen Ritters in Weimar schrieb: „Erst mach' dein Sach, dann trink und lach." Es war aber auch die Zeit, als der deutsche Delegierte, Herr von Rantzau, seine schwarzen Handschuhe auf den Vertrag von Versailles warf und nicht unterschrieb — vergebens, denn die Herren Hermann Müller und Dr. Bell standen schon mit Bücklingen bereit.

Mitte Dezember überschritten die letzten deutschen Legionäre mit wehenden Fahnen die deutsche Grenze. Deutschland erkannte sie längst nicht mehr als seine Soldaten an, sie waren Landsknechte, Verrufene, Verworfene, von der Heimat ausgestoßene Räuber geworden, die des Soldes nicht mehr würdig waren. Die Batterie Schlageter stellte sich der dritten Marinebrigade zur Verfügung, die den Grenzschutz in Oberschlesien hatte, ohne zur Reichswehr zu gehören. Der Führer der Brigade war Korvettenkapitän von Löwenfeld.

Plötzlich flammte an der Ruhr der Bürgerkrieg auf. Die deutschen Arbeiter, verhetzte arme Menschen, riefen den Bolschewismus im Herzen von Deutschland aus. Die Brigade Löwenfeld wurde in die brennenden Städte gerufen, sie tat ihre Pflicht, die härteste in ihrem Leben, denn es ging ja gegen Deutsche. Wieder entschied Schlageter durch sein mutiges Draufgehen mit seiner Batterie bei Bottrop ein Gefecht. Aber alle seine Kameraden erzählen von jener Zeit, daß Schlageter fast kein Wort gesprochen habe. Er war verstummt in der Erfüllung seiner furchtbaren Pflicht.

Nach Niederwerfung der blutigen Aufstände, in deren Verlauf mancher mit Kriegswunden bedeckte, mit den höchsten Ehrenzeichen geschmückte deutsche Held vom Pöbel zertreten wurde, löste sich die Brigade Löwenfeld im Sennelager auf. Es ist dort nicht weit zu jener hochberühmten Stätte, an der Hermann der Cherusker im Jahre 9 die römischen Legionen vernichtete, sein Denkmal grüßte die auseinandergehenden Landsknechte.

Die europäische Geschichte wurde ohne Deutschland, ohne

die deutsche Regierung gemacht. Polen, das nach den Gruben und Bodenschätzen Oberschlesiens gierte, riß ein Stück dieses reichen Landes an sich, über den Rest sollte abgestimmt werden. Im Abstimmungsgebiet ließen sich französische, englische und italienische Truppen nieder, den Oberbefehl führte General Le Rond. Es galt nun, die dort wohnenden Deutschen derart einzuschüchtern, daß sie zum Abstimmungstage bereit wären, Polen ihre Stimme zu geben.

Zu diesem Zwecke bildete der Pole Korfanty eine Insurgentenarmee, die aus arbeitslosen, halbwüchsigen Polen bestand. Er bewaffnete sie, teilte sie in kleine Trupps und schickte sie über das ganze Land hin. Überall, wo Deutsche eine Versammlung hielten, brachen sie schwer bewaffnet ein, verprügelten die Teilnehmer, so daß einige starben, und schleppten die übrigen in die Gefängnisse von Oppeln und Kosel, wo ihrer neue Qualen warteten. Überall auf dem flachen Lande und in den Städten wurden deutschgesinnte Leute angespien, mit Füßen getreten oder heimlich ermordet. Die schauerlichsten Verbrechen, die nur ein verworfenes Hirn ausbrüten kann, wurden an den wehrlosen Deutschen verübt. So nagelte man in einem Dorfe eine ganze Lehrerfamilie mit den Zungen an die Tischkante fest und ließ sie, die Blicke auf einen in der Mitte des Tisches liegenden Laib Brot gerichtet, langsam verhungern.

Wenn auch die europäische Geschichte ohne die deutsche Regierung gemacht wurde, so gab es noch Männer, die aus eigenem Entschluß und mit der Aussicht, in ihrem eigenen Lande beschimpft, ausgestoßen und verfolgt zu werden, es dennoch unternahmen, ihren deutschen Brüdern zu helfen. Sie

fanden sich im Reiche heimlich zusammen wie Verschworene, sie schmiedeten Pläne, sie verkleideten sich und gingen unter Lebensgefahr über die Grenze. Schlageter war einer der ersten, der sich dem Freikorpsführer Hauenstein zur Verfügung stellte.

In Oberschlesien gab es schwierige Arbeit. Mit gut gespielter Verstellung schlichen sich die jungen Deutschen bis in das Hauptquartier Korfantys, in das Hotel Lemnitz. Sie bestachen polnische Agenten und erhielten Einblick in die Verhaftungsbefehle und Aufmarschpläne des Bandenführers. Dann wurden, meist in dunkler Nacht, die gefährdeten Deutschen gewarnt und im Auto in wilder Jagd über die Grenze gebracht. Marschierende Polentrupps wurden überfallen und unschädlich gemacht. Es war ein harter und gefährlicher Kleinkrieg auf Leben oder Tod, denn wenn einer von den Deutschen verhaftet wurde, war es um ihn geschehen: fünf Minuten später wurde er an die Wand gestellt!

Schlageter wurde Spion. Das war ein neues, heißes Leben, dieser Krieg im Dunkeln. Oft wurde er verfolgt, aber es gelang ihm immer wieder, die Polen zu täuschen und seinem Führer wichtige Meldungen zu bringen. Einer der prachtvollsten Streiche war die Befreiung von siebzehn jungen Deutschen aus dem Gefängnis von Kosel. Diese jungen Menschen waren vom Gericht in Oppeln zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt, und da die Gefängnisse in Oppeln überfüllt waren, nach Kosel gebracht worden. Sie sollten von hier aus in französische Zuchthäuser transportiert werden. Dumpf und teilnahmslos lagen sie auf dem elenden Stroh,

hungernd und frierend gingen die trüben Wintertage ihnen vorüber. Da — mitten in der Nacht — dringen vermummte Gestalten in ihre Zellen, sie werden unsanft geweckt, man flüstert ihnen deutsche Worte in die Ohren und führt sie im Sturmschritt über den Hof in die Autos, die wie besessen davonbrausen, der deutschen Grenze zu. Ein kleiner Trupp der Verschworenen leistete sich noch einen eigenen Streich: sie drangen in das Zimmer des französischen Kommandanten ein, leuchteten ihm ins Gesicht und hielten ihm den entsicherten Revolver vor. Dann banden sie den Schlaftrunkenen an sein eigenes Bett fest, knebelten ihn leise und nahmen seinen Revolver an sich, der entsichert auf dem Nachttisch lag. Der aber schien ein treuer Diener seines Herrn zu sein, es löste sich plötzlich krachend ein Schuß, und nun war es höchste Zeit, sich auf die Strümpfe zu machen. Während schon die Posten aufgeregt auf den Gängen auf und ab liefen, während die gellenden Signalhörner der Alpini durch die Stadt schmetterten und Autos mit bewaffneten Offizieren und Mannschaften aus der Stadt rasten, stürzten die letzten Deutschen in ihre Autos, überholten die feindlichen Wagen und kamen, von Schüssen umpeitscht, glücklich über die Grenze. Erst als man drüben war, merkten sie, daß ein einzelner Chauffeur — Winkler hieß der Unglückliche — mit seinem leeren Wagen im Gefängnishofe zurückgeblieben war. Aber auch Chauffeure sind listig, das sollte sich bald zeigen. Winkler stand noch neben seinem Auto wartend im Hofe, da stürzten zwei italienische Soldaten zu ihm und forderten ihn auf, sie sofort zur Verfolgung der Deutschen an die Grenze zu fahren. Der Wagen preschte los, aber alle fünf Minuten gab es eine

kleine Panne, und wenn auch die Italiener fluchten und schimpften, der brave Chauffeur fluchte noch kräftiger über den bösen Motor. Als sie an der Grenze ankamen, waren die fliehenden Deutschen längst entkommen. Betroffen standen die wackeren Alpini in der oberschlesischen Landschaft. Plötzlich hörte Winkler hinter sich eine Stimme: „Mensch, hau ab!" Er wandte sich um und sah, daß es der Gefängniswärter ihm zurief. Flugs stieg er in das Auto, warf den Motor an und kam mit höchster Geschwindigkeit, ehe die Italiener sich noch erholen konnten, nach Deutschland.

Je näher der Abstimmungstermin rückte, desto erregter wurde die Stimmung. Die Polen vermehrten unter den Augen der interalliierten Kommission ihre Waffenlager. Augenscheinlich wollten sie ein zu erwartendes für Deutschland günstiges Abstimmungsergebnis mit Waffengewalt zunichte machen. Schlageter bewegte sich Tag und Nacht unerkannt, aber unter den waghalsigsten Abenteuern durch das vor Erregung zitternde Land nahe an der alten polnischen Grenze. Einmal, im Wartesaal eines Bahnhofes, trat plötzlich eine starke französische Patrouille ein und untersuchte die Anwesenden nach Waffen. Schlageter, der mit seinem Freunde an einem Tische saß, verstand es, seinen schwer geladenen Revolver aus der Tasche zu ziehen und ihn unbemerkt unter die auf dem Tische liegende Mütze zu schmuggeln.

Ein anderes Mal wird er ausgeschickt, um polnische Waffentransporte festzustellen, damit sie später abgefangen werden können. Auf seinem Fahrrad pendelt er los, bis ihn ein polnischer Posten anhält und nach dem Paß fragt. Der freundliche Mann wird sofort mit dem gefälschten Paß bedient,

Schlageter erklärt ihm sogar beiläufig, er wolle einen berühmten polnischen Führer besuchen, der sein Freund sei. Der Pole verliert langsam sein Mißtrauen und hilft dem Deutschen endlich auf den Weg: im nächsten Dorfe werde ein Lastauto mit bewaffneten Insurgenten anhalten, das zu jenem polnischen Führer fahre. Der Herr möge doch die Insassen bitten, ihn mitzunehmen.

Gesagt, getan. Schlageter pendelt bis zum nächsten Dorfe, sieht das Auto herankommen, gibt ein kurzes Zeichen zum Halten, und es dauert nicht lange, da gestatten ihm die Polen, sich hinten am Lastkraftwagen anzuhalten und mitzufahren. Er solle sich aber hüten, abzuhängen, denn dann würde er sofort erschossen. Man fährt in einen Wald. An einer bestimmten Stelle werden Munition und schwere Maschinengewehre eingeladen und nach einem anderen Dorfe gebracht, das auf deutschem Gebiet liegt. Schlageter prägt sich genau die Stelle ein, die ein beliebter Sammelplatz für Waffen und Munition zu sein scheint — dann geht die Fahrt weiter. Er merkt sich auch die Orte, in denen Waffen abgeladen werden. Aber nun geht es immer näher dem Quartier zu, wo sein angeblicher polnischer Freund wohnt. Es ist höchste Zeit, davonzufahren! Er biegt ab, zwei Radfahrer verfolgen ihn, holen ihn ein, der eine von ihnen ist schon an seinem Hinterrad, da bremst er plötzlich stark, der nächste Verfolger stürzt, der zweite saust an ihm vorbei, springt ab und wirft sein Rad quer über die Straße. Es gelingt Schlageter, sein Vorderrad hochzureißen, er überfährt, ohne zu stürzen das Hinterrad, das da auf der Straße liegt und entkommt. Wenige Tage später führt er seine Mitverschwo-

renen an die Waldstelle. Sie verbrennen dort ein polnisches Waffenauto und sperren die Transporte.

So geht es Tag für Tag. Man schadet den Polen, wo man nur kann. Man ermutigt die eingeschüchterten deutschen Brüder und läßt sich vor allen Dingen nicht erwischen. Am 20. März stimmt die Überzahl für Deutschland. Die Verschwörer jubeln. Wie immer glaubt Deutschland auch dieses Mal an die Ehrlichkeit seiner Feinde. Hauenstein schickt seine Leute nach Hause, auch Schlageter fährt in den frühlingsschönen Schwarzwald zu seinen Eltern. Es ist das erstemal seit Kriegsende. Er hat in diesen zwei Jahren keinen anderen Gedanken gehabt als Deutschland. Das Schicksal wollte nicht, daß er später die Heimat wiedersah. Nur sein Sarg kehrte, mit Kränzen bedeckt, nach abermals zwei Jahren in den heimatlichen Wald ein...

Korfanty beschloß, Oberschlesien mit Waffengewalt an sich zu reißen. Die interalliierten Franzosen, Engländer und Italiener würden schon ein Auge zudrücken. In Wirklichkeit drückten sie beide zu.

Am 3. Mai brach der von Korfanty vorbereitete Aufstand schlagartig los. Truppen zogen ungehindert über die polnische Grenze nach Oberschlesien und schlossen die deutschen Städte ein, in den Hütten und Fabriken wurde der Streik ausgerufen. Überall bildeten sich bewaffnete Banden, man zwang sogar Deutsche, in die polnischen Verbände einzutreten. Die Interalliierten brachen die geheiligten Verträge, indem sie dieses gesetzwidrige Treiben nicht nur duldeten, sondern es sogar unterstützten. Französische Offiziere bildeten die verwahrlosten polnischen Aufständischen aus, sie ver-

teilten Waffen und Munition und zogen überall dort ab, wo die Polen freie Hand haben wollten, nicht ohne scheinbar aus Vergeßlichkeit Geschütze und Maschinengewehre zurückzulassen.

Die Deutschen wehrten sich verzweifelt. Sie baten die hohe Kommission, zum Selbstschutz zusammentreten zu dürfen. Sie wollten diesen Selbstschutz sogar unter französisches Oberkommando stellen. Ihr Hilfeschrei wurde natürlich mit Hohn zurückgewiesen. Ja, als sich die Gewaltakte der Polen, die Besetzung deutscher Städte und die Vergewaltigung deutscher Männer und Frauen grauenerregend steigerten, erklärte Le Rond: „Wenn die Deutschen nicht so hartnäckig wären, wäre die Ruhe längst eingekehrt." Als die polnischen Banden um Ratibor kreisten und schon nahe daran waren, aus den Händen der Franzosen diese wertvolle deutsche Stadt zum Geschenk zu erhalten, mischten sich England und Italien ein. Sie forderten zur Bildung einer deutschen Hilfspolizei auf. Exzellenz Hülsen bildete den Stab und nun eilte die entflammte deutsche Jugend aus Breslau, Berlin und München herbei und stellte eine feldgraue Front, die durch das deutsche Oberschlesien ging. Der Krieg entbrannte ohne förmliche Erklärung.

In Schönau blühten die Bäume, unter den Tannen sangen die Amseln, und in den Birken des Gartens schlugen die Finken. Schlageter erhielt ein Telegramm von Hauenstein, er möge kommen und eine Kompagnie Freiwilliger im Sturmbataillon Heinz bilden. Er drückte Vater und Mutter die Hand und fuhr sofort ab.

In Neiße stieß er zu den Kameraden. Man führte ihn an ein Trümmerfeld, bedeckt mit eisernem und stählernem

Schrott, einst blitzblanken deutschen Waffen. Er versuchte, sich aus dem Gerümpel ein Geschütz zusammenzustellen, teilte seine Leute ein und sofort ging es auf die Bahn gegen den Feind. Er war kaum bei Grabitz an der Oder in Stellung gegangen, als die Polen, in dichten Schwärmen aus dem Walde hervorbrechend, die Bahnlinie angriffen und die auf den Geleisen stehenden Güterwagen besetzten. Schlageter warf sie im Gegenstoß heraus, dann kam der Sturm gegen Strebinow am 14. Mai, dem ein heftiger polnischer Gegenstoß am 16. folgte. Auch hier sah man Schlageter an der Spitze seiner Leute mit rauchendem Gewehr durch den Ort eilen und die Häuser säubern.

Die Deutschen hatten jetzt eine Stellung inne, die sehr schwer zu halten war. Die Polen konnten, von Panzerzügen unterstützt, besonders aus der Gegend des mächtigen Annaberges, immer wieder Vorstöße gegen die deutschen Linien unternehmen. Das nächste Kampfziel war daher die Eroberung dieses mit starken Stellungen ausgebauten Festungsberges. General Höfer hatte von Le Rond, als er ihm Mitteilung von seiner Angriffsabsicht gemacht hatte, die Antwort erhalten, wenn der deutsche Selbstschutz die Polen angreifen würde, müsse er seine Truppen aus dem Industriegebiet zurückziehen und Hunderttausend Deutsche den Polen ausliefern. General Höfer setzte daher als Angriffsziel nur den Fuß des Annaberges fest. Am 20. Mai abends marschierte Kompagnie Schlageter in die Stellung, in ihrer Mitte das kleine, tapfere, aus Abfall wiederhergestellte Geschütz. Um Mitternacht sollte der Sturm aus den Stellungen gegen den Annaberg vorbrechen.

Man bezieht Stellung vor einer großen Lichtung, über die hinweg in der ersten Morgendämmerung der Angriff gegen den Sprentschützerberg vorgetragen werden soll. Langsam graut der Morgen, dort drüben am Waldrande jenseits der Lichtung müssen die Polen ihre Stellung haben. Alles liegt sprungbereit, jeder mit seiner bescheidenen Waffe: mit einem alten Gewehre, einem rostigen Säbel oder kurzen Messer und einigen kostbaren Handgranaten. Da — plötzlich kracht ein Signalschuß, und der Kampf beginnt.

Es ist das alte Bild, gewohnt aus hundert Gefechten des Weltkrieges. Unregelmäßig springen einige Gruppen aus der Front und arbeiten sich im Gelände vorwärts. Sobald eine springende Gruppe das Feuer des Gegners auf sich gelenkt hat, wirft sie sich hin und eine andere fängt an, durch die feuerstille Zone zu laufen, bis die Maschinengewehre drüben aufmerksam werden. Schlageter hat Glück. Er entdeckt eine Lücke in der polnischen Front, stößt durch, und packt die Polen in der Flanke an. Damit schneidet er sie von ihrem Mutterberge ab. Er hält sie dauernd unter Feuer, während das Korps Oberland in blutigen Vorstößen die übrige Front aufrollt und kurz nach Mittag den Gipfel stürmt.

Der Kampf geht weiter. Kompagnie Schlageter setzte ihre kleine Kanone, für die sie nur wenig Granaten hatte aufsparen können, nur im äußersten Notfalle ein, erzielte aber dann eine um so durchschlagendere Wirkung. Es wurde mit der äußersten Erbitterung gekämpft. Die Wut der Bevölkerung richtete sich vor allem gegen die Franzosen, die schuld an all dem Unheil waren. Einst sah Schlageter, wie die Zivilbevölkerung einen französischen Offizier verfolgte, stellte und

einkreiste. Man war bereit, den eleganten Herrn mit der Reitpeitsche zu lynchen. Da griff Schlageter ein, befreite in echt deutscher Ritterlichkeit den Offizier und führte ihn auf die französische Wache. Den Dank dafür sollte er später erhalten.

Ein anderes Mal, es war bei Alt-Ujest, übernahm Schlageter mit seiner Kompagnie die Verfolgung polnischer Insurgenten nach einem erbitterten Gefecht. In wilden Sprüngen rasten die Polen einen Abhang hinunter, mancher von ihnen mußte ins Gras beißen. Da aber tauchte plötzlich wie ein Wunder eine französische Feldwache auf, die die Fliehenden aufnahm. Die Franzosen hätten nach den Vertragsbestimmungen die Polen entwaffnen müssen, statt dessen gaben sie ihnen Handgranaten, und die Polen warfen sie gegen die Deutschen und verwundeten einige. Die Wut der Angreifer war auf das Höchste gestiegen. Sie wendeten sich jetzt gegen das verbündete Pack zum Angriff und siehe da, beide flohen, der Franzose und der Pole. Sie wurden umzingelt und gestellt und sollten gerade den Lohn für ihre elende Verräterei erhalten, als Schlageter, dem seine Leute vorausgeeilt waren, eintraf. Der Deutsche hielt sich an das Gesetz. Er forderte seine Leute auf, von den Franzosen zu lassen, er holte die Verräter zusammen, die schon glaubten, ihr letztes Stündlein sei gekommen und ließ sie unter Bedeckung zu ihrer Truppe zurückkehren. Auch hierfür erhielt er später seinen Lohn in Gestalt von acht Infanteriekugeln, die seine Brust durchbohrten.

Das waren die letzten Taten Schlageters in Oberschlesien. Als die Kabinette der Weltmächte sahen, daß der Deutsche

sich zur Wehr setzte, gaben sie nach. Die Franzosen zogen aus dem Abstimmungsgebiet ab, an ihre Stelle traten die Engländer. Sie forderten, daß die Abstimmungszone sowohl von den Deutschen, als auch von den polnischen Truppen geräumt werde. Das geschah.

Die Selbstschutzverbände wurden aufgelöst. Das Vaterland hatte keinen Dank für seine Helden. Der Lohn des Helden ist das Vaterland. Schlageter nahm sich auch nach der Auflösung noch seiner Leute an. Er brachte sie in Zivilberufen unter und führte seine Bergleute wieder in ihre Hütten zurück. Dann wurde er Spion für Deutschland. Die heilige Unruhe hatte ihn ergriffen, jene kämpferische Unruhe, die sich des Lebens nicht freuen kann, solange das Vaterland in Not ist.

Der Ruhrkrieg

Der Versailler Vertrag hatte den französischen Nationalisten noch nicht genug deutsches Land gebracht. Poincaré, einer der glühendsten Feinde Deutschlands, wartete schon lange auf eine günstige Gelegenheit, die französischen Truppen von den widerrechtlich besetzten Städten Duisburg und Düsseldorf ins Ruhrgebiet einmarschieren zu lassen. Dort war Deutschlands reichster Besitz an Bodenschätzen und Hochöfen. Waren diese in französischer Hand, so war Deutschland aus Mangel an Rohmaterial für alle Zeit kriegsunfähig. Als in England eine franzosenfreundliche Regierung ans Ruder kam, durfte der französische Ministerpräsident, ein Lothringer übrigens, den Schlag wagen. Er

wurde, wie immer, mit der größten Heuchelei vorbereitet und durchgeführt.

Unter dem Vorwande, Deutschland sei mit seinen Kohlenlieferungen böswillig im Rückstande geblieben, sollten einige französische Ingenieure in die Verwaltung der deutschen Zechen gesetzt werden, um über die vertragsgerechte Lieferung deutscher Ruhrkohle an Frankreich zu wachen. Es klang ganz unverdächtig, wenn man hinzufügte, daß diese Ingenieure vor etwaigen Zwischenfällen von seiten der ausgehungerten und erbitterten deutschen Bevölkerung geschützt werden sollten. So nämlich wurde der Welt verkündet.

Am 11. Januar 1923 marschierten zu diesem Zwecke fünf Divisionen, das sind zwanzig Regimenter schwer bewaffneter französischer Infanterie, geleitet von riesigen Tanks, gedeckt von einer Unzahl schwerer und leichter Geschütze und ruhelos kreisenden Flugzeuggeschwadern in das völlig entwaffnete Ruhrgebiet ein. Durch die Straßen der kleinen Städte gellten die Hörner, drohend blitzten die Bajonette gegen die Einwohner, die sich auf den Bürgersteigen drängten. Die Häuser zitterten vom Rasseln der furchtbaren Tanks und Kanonen dieser angeblichen Schutzmission. Ihr Führer, General Degoutte gab jeden Tag, wie im Kriege, einen Heeresbefehl aus und meldete, welche Linie er „genommen" habe. So brechen sie mit Maschinengewehren und Revolverkanonen, Kavallerie mit gezückten Schlachtschwertern voraus, in die Städte Bochum, Recklinghausen, Dortmund, Gelsenkirchen ein, räumen Schulen und Büros aus, indem sie die Möbel einfach auf die Straße werfen, dringen in Privatquartiere ein und entfernen die Bewohner, und am nächsten

Tage erlassen sie die ersten Verordnungen: Waren werden beschlagnahmt, für jeden Offizier müssen drei, für jeden Mann und jeden Hund ein Liter Vollmilch geliefert werden, während die deutschen Säuglinge und Kranken nur eine karge Portion Magermilch erhalten. Der Verkehr in das unbesetzte Deutschland hinüber wird streng überwacht, jeder muß einen Paß haben — kurz, die Eindringlinge benehmen sich wie im Kriege.

Besonders hatten sie es auf die Stadt Essen abgesehen. Sie gedachten dort, an der Herzstelle der deutschen Kohlenförderung, am einfachsten die Schlüssel für das Ruhrgebiet in die Hand zu bekommen, indem sie die dortigen Büros und Methoden übernahmen. Zum Glück war die deutsche Verwaltung rechtzeitig nach Hamburg entwichen, und so sahen sich die Franzosen gezwungen, trotz ihrer Unkenntnis die Dinge selbst in die Hand zu nehmen.

Die deutsche Regierung protestierte gegen den Einmarsch und ordnete den passiven Widerstand an: die Deutschen sollten nicht zu offener Gewalt übergehen, sondern versuchen, den Franzosen möglichst viele Schwierigkeiten zu bereiten.

Das geschah denn auch. Ein erbitterter Kleinkrieg entbrannte, der Zeugnis ablegte für die unerschütterlich heldenhafte Gesinnung des Rheinlandes. Die Franzosen übersäten das Land mit Spionen. Da gab es dupeurs (Spitzel) für die Gewerkschaften, moutons (Hämmel), die in Fabriken, Amtsräumen und bei der Schupo den Dummen spielen und aushorchen mußten, die recoleurs (Werber), die Hilfskräfte anlockten, die trafiquants (Verkäufer), die technische und chemische Geheimnisse stahlen. Jede Äußerung über Frankreich

wurde sofort hinterbracht. Sie richteten Zeitungen ein, um die Überfallenen in französischem Sinne aufzuklären; widersetzte sich eine Behörde, so wurden über deren Gebiet Sperren verhängt: Reisesperren, Theatersperren, Verbot von Wirtschaftsbesuch, Straßenbahnverbot, oft wurde sogar jeder Verkehr von einer bestimmten Stunde ab untersagt, so daß weder Ärzte noch Hebammen zu ihren schwer gefährdeten Patienten gehen durften. Im heißen Sommer mußten die Fenster um acht Uhr abends geschlossen sein, die Lichter gelöscht, widrigenfalls schossen die Patrouillen rücksichtslos in die Wohnungen. Die deutschen Eisenbahnbeamten wurden mit Weib und Kind über Nacht ausgewiesen, als sie sich weigerten, französische Kohlenzüge zu führen. Auf den Personenzügen mußten angesehene Bürger als Geiseln mitfahren für den Fall, daß irgendein Attentat geplant war. Das alles aber war nur der Anfang zu finsteren Greueln, die ewig ein Schandblatt in der französischen Geschichte bilden werden. Einige Bilder dieser Art sollen nun entrollt werden.

In Recklinghausen weigerten sich die Kaufleute, Nahrungsmittel an das an allen Lebensmitteln überreiche französische Heer zu verkaufen. Am 7. Februar überfielen daraufhin die französischen Soldaten den Wochenmarkt und raubten, was ihnen in die Hände fiel. Einzelne Geschäftsleute wurden verhaftet, sämtliche Posten der Schutzpolizei umstellt, unter Kolbenschlägen und Fußtritten auf einen Lastwagen geworfen und abgeführt. Nachdem sich die tapfere Armee so gesichert hatte, veranstaltete sie eine Jagd auf die gesamte Bevölkerung. Sie drängte um sechs Uhr nachmittags mit ihren Tanks die Bevölkerung durch die engen Gas-

sen auf den Marktplatz, die Offiziere sprangen von ihren Pferden und hieben mit ihren Reitpeitschen auf die Menge ein, dann kam die Soldateska und schlug mit Kolben und Revolvern blindlings auf Männer und Frauen, viele brachen zusammen. In das Geschrei der Schwerverwundeten mischte sich das Knattern der Gewehre, die, um den Schrecken zu erhöhen, in die Luft gefeuert wurden. Am Abend desselben Tages drangen zwanzig französische Offiziere in das Theatercafé und peitschten die Insassen hinaus, stürmten darauf den Zuschauerraum des Stadttheaters, in dem gerade der zweite Akt von König Lear gespielt wurde. Die Offiziere stellten sich in zwei Reihen auf, und sämtliche Theaterbesucher mußten Spießruten laufen. Auch Frauen wurden durchgepeitscht. Am nächsten Tage setzten sich die Verfolgungen fort. Einem Manne wurde der Arm ausgerenkt, einem anderen mit dem Gewehrkolben das Kinn entzweigeschlagen. Offiziere standen dabei und lachten. Als ein fußbeschädigter Ingenieur mit einem Eisenstock besinnungslos geschlagen war, trat man auf ihm herum. Wer Hilfe bringen wollte, wurde ebenso mißhandelt. Ein Gemüsehändler, namens Borkenstein, geriet in das Feuer zweier sich gegenseitig beschießender französischer Patrouillen und wurde verhaftet, weil er angeblich einen Attentatsversuch gemacht habe. Zwanzig bis dreißig Franzosen traktierten ihn im Gefängnis mit Fußtritten und Peitschenhieben. Er starb bald darauf. Als diese Mißhandlungen einer ganzen Stadt an die Öffentlichkeit kamen, nahm General Degoutte den Recklinghauser Offizieren das Ehrenwort ab, daß alle Anklagen falsch seien. Und sie gaben es. Die Verfolgung wurde fortgesetzt, der Belagerungszustand

in seiner schärfsten Form verhängt. Wer sich abends auf der Straße sehen ließ, wurde einfach beschossen. Auch in die Fenster schoß man hinein, so daß sich die Einwohner zitternd auf den Boden legen mußten. Ein neunzehnjähriger Kaufmannssohn, der nichtsahnend von Dortmund in sein Elternhaus heimkehrte, wurde von einem französischen Posten schwer angeschossen. Französische Soldaten traten ihn mit Füßen. Er schrie drei Stunden lang verzweifelt und vergebens nach seiner Mutter und nach einem Priester. So starb der Junge.

In Gelsenkirchen eröffneten die Franzosen ihre Herrschaft mit einer Jagd auf die Schutzpolizei. Man ließ die blutig geschlagenen Beamten unter Rufen wie „Deutsche Schweinehunde" im Parademarsch durch die Stadt ziehen, nahm ihnen Pistolen, Ferngläser und ihre karge Habe als Andenken ab, zerschnitt ihre Betten, verbrannte ihre Akten und schob sie in die Gefängnisse. Am 17. Februar raubte man die öffentlichen Kassen aus, nahm auf offener Straße den Einwohnern ihre Barschaft ab und trieb Schwestern und Waisenkinder aus dem Waisenhause in den fußtiefen Schnee.

In Bochum wurde gleich beim Einzug am 15. Januar der Sohn eines Lokomotivführers durch reine Willkür erschossen. Als später ein französischer Posten ein vorübergehendes Mädchen mit schmutzigen Worten anredete und mit dem Gewehrkolben mißhandelte, ertönten Pfuirufe aus der Menge, worauf der Posten blindlings in die Menschen hineinschoß und einen Arbeiter tötete. Um diesen Roheitsakt zu verschleiern, wurde am nächsten Tage das Rathaus militärisch besetzt, die Stadtverordneten unter Kolbenstößen abgeführt und samt dem Oberbürgermeister verhaftet. Man riegelte die innere

Stadt vollständig ab, die Einwohner mußten, wenn sie die Sperre passierten, ihren Paß vorzeigen und den Hut ziehen. Auch hier raubte man alles Geld, dessen man habhaft werden konnte, auch Invaliden- und Erwerbslosengelder.

In Buer waren am Abend des 10. März zwei französische Offiziere von ihren Untergebenen, Alpenjägern, erschossen worden. Wer weiß, wie französische Soldaten von ihren Vorgesetzten behandelt wurden, wird sich darüber nicht wundern. Daraufhin wurden der Oberbürgermeister, Sparkassenvorsteher und andere Bürger verhaftet, die Zeitungen verboten, die Wirtschaften, Kaffeehäuser und Kinos geschlossen. In der Nacht wurden drei Buerer Bürger ohne Grund erschossen, kurz darauf fielen noch zwei Schupobeamte den Kugeln der Franzosen zum Opfer. Nachdem man sieben Bürger erschossen hatte, erklärte General Laignelot, die Stadt und die Bevölkerung treffe keine Schuld an der Ermordung der beiden Offiziere. Später veranstalteten die Belgier, die den Franzosen in nichts nachstanden, eine Menschenjagd in der unglücklichen Stadt, bei der auch wieder Leute erschossen wurden. Am nächsten Tage erschien in der Buerschen Volkszeitung eine „Richtigstellung", die hier als Kulturdokument der französischen Nation wörtlich wiedergegeben wird:

„Gradelegung. Die Buersche Volkszeitung des 25. Juni schreibt eine lügnerhafte und absichtliche Bezug der am 24. vergangen Zwischenfälle und die den Tod zwei Menschen veranließen. Hier ist Wahrheit. 1. Ungefähr 8 Uhr 5 und keine 7,55 Uhr hat eine Scherkampsweg wandelnde Patrouille zweimal einem deutschen Zivilisten befohlen still zu bleiben. Dieser anstatt dem Befehl zu gehorschen entfloht.

Die Patrouille hat geschosen. Das ist dann keine Wahrheit, wenn man sagt daß der deutsche Zivil still geblieben ist und die Hände in die Höhe aufgehoben. 2. Ungefähr 8,10 Uhr keine 8 Uhr waren drei Deutschen am Neumarkt schreitend und haben nicht zur mehrmal wiedergeholten Befehl der Schildwache gehorschen. Anstatt still zu bleiben sind die Deutschen entflohen und darum hat die Schildwache geschosen. 3. Was betrifft den am Königgrätzerstraße vergangenen Vorfall, ist das auch lügenhafte Sachen, in Erwägung daß die im genannten Stadtteil wandelnde Patrouille zwei Kugeln geschosen hat. Ein an der Ecke Acker- und Beckeratsstraße; die andere an der Ecke der Schalker- und Hugostraße. Diese Kugeln waren nach Deutsche geschosen, die den Befehle der Patrouille zu gehorschen verweigerten. Die Ärzte, Geistliche, Hebame sollen den Befehle der Schildwache und Patrouille gehorschen, es war aber nie befohlen, daß sie gezwungen waren, Hände in die Höhe zu wandeln."

Am furchtbarsten aber von allen Städten mußte Essen leiden. Auch hier fing es an wie überall: Verhaftung der Schupo, Festnahme von Geiseln für einen von einem französischen Soldaten an einem Kameraden begangenen Mord und die übliche Verkehrssperre, durch die die Geschäftsleute zugrunde gerichtet werden sollten. Ein geschichtlicher Trauertag aber wurde der Karsamstag 1923. An diesem Tag besetzten früh sieben Uhr die Franzosen die Kraftwagenhalle des Kruppschen Fabrikgebäudes. Weil auf diesen Kraftwagen die Lebensmittel und Lohngelder geholt und auswärts wohnende Arbeiter zur Arbeitsstätte und nach Hause befördert wurden, ging eine Abordnung des Betriebsrates zu der besetzenden

französischen Abteilung und bat, die Wagen nicht zu beschlagnahmen. Der Offizier ließ sich auf nichts ein, er weigerte sich sogar, mit seiner vorgesetzten Behörde zu telephonieren. Die Erregung unter den Arbeitern wuchs. Man hatte zwar keine Waffen, aber nun strömten sie schwarz und grau aus den riesigen Fabriktoren, die abgehärmten Arbeitermassen und stellten sich unter dem Geheul der Sirenen in den weiten Fabrikhöfen auf. Wiederholt gingen Abordnungen zu den Franzosen hinüber, ohne irgend etwas zu erreichen. Die Sirenen wurden abgestellt, es ging auf elf Uhr und die Ansammlungen begannen schon, sich zu zerstreuen — da eröffneten die französischen Soldaten plötzlich ohne vorherige Warnung das Feuer auf die Menge. Entsetzt wandten sich die Massen zur Flucht. Unaufhörlich knatterten die Gewehre, Tote und Verwundete bedeckten die Straße. Der Franzose zog ab. Dreizehn Arbeiter starben den Heldentod für ihr Vaterland, eine Unzahl wurde schwer verwundet. Als man die Särge zu Grabe trug, gingen hunderttausend Arbeiter, das Direktorium, der Aufsichtsrat, Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden und viele Tausende deutscher Männer und Frauen mit. Nirgends war ein Franzose zu sehen, nur hoch oben in der Luft kreisten drei französische Flieger über dem österlichen Friedhof.

Auch in Dortmund kam es zu den berühmten Menschenjagden, bei denen die Franzosen ihre angeborene Grausamkeit austoben konnten. Aber nur ein dokumentarisch festgelegter Fall sei kurz erwähnt: Ein Mann ging mit seiner Frau und seinen beiden Kindern abends gegen zehn Uhr über die Straße. Plötzlich sah er sich von fünfzig bis sechzig franzö-

sischen Soldaten umgeben, die Frau und Kinder nach Hause schickten und ihn abführten. Kaum hatte sich die Kolonne in Marsch gesetzt, da sah der Deutsche, wie der Führer der Kolonne, der in der rechten Hand die Pistole, in der linken die Reitpeitsche hielt, noch einige Passanten heranwinkte und in die Kolonne einreihte. Kurz darauf schoß der Führer einen auf dem Bürgersteig gehenden Deutschen einfach ohne weiteres nieder. Im Marsch-Marsch mußten die eingereihten Deutschen die Leiche aufheben und mitführen. Kurz darauf schoß der Führer einen zweiten Deutschen nieder; die Leiche blieb liegen. Nach kurzer Zeit wurde ein dritter Mann niedergestreckt. Er mußte von den inzwischen weiter festgenommenen Deutschen mitgetragen werden. Die Kolonne marschierte weiter bis zu einem Orte, an dem kurz vorher zwei Franzosen erschossen worden waren. Die Leichen wurden dort niedergelegt und mit Fußtritten behandelt. Es gelang dem Augenzeugen, an dieser Stelle zu entfliehen. Was mit den gefangenen Deutschen geschah, weiß niemand. Die sieben Leichen jedenfalls, die man am 15. Juni unter riesiger Beteiligung begrub, waren die Opfer einer anderen Menschenjagd gewesen.

Zur selben Zeit schrieb der Oberbefehlshaber General Degoutte in dem in Koblenz in deutscher Sprache erscheinenden französischen „Nachrichtenblatt": „In demselben Ruhrgebiet, das vor zwei Jahren der Schauplatz schrecklicher Greueltaten von seiten deutscher Soldaten gegen Deutsche gewesen ist, haben die französischen Soldaten ein Beispiel von Mäßigung und Menschlichkeit gegeben, auf das ihr Vaterland stolz ist."

Um diese Mäßigung und Menschlichkeit noch einmal auf ihrer letzten und schönsten Höhe zu zeigen, sei ein weniges von den Folterkammern und Greuelkellern erzählt, welche die Franzosen in den besetzten Städten einrichteten. Sämtliche Aussagen sind eidesstattlich belegt.

Am 1. März wurde der 26jährige Arbeiter Schillinsky von den Belgiern wegen verbotenen Waffentragens verhaftet. Die im Wachlokal anwesenden Soldaten fielen mit Stöcken und Stahlhelmen über ihn her und schlugen ihn bewußtlos. Darauf gossen sie einen Eimer Wasser über ihn und schleppten ihn in einen Nebenraum unter eine Wasserleitung mit drei Ausgußhähnen und zwangen ihn, nachdem sie ihn wieder zum Bewußtsein gebracht hatten, sich vollständig auszuziehen und unter den eiskalten Wasserhahn zu setzen. Man befahl ihm dann, die Hose wieder anzuziehen, schüttete Wasser hinein und ließ ihn in der bitteren Kälte eine Viertelstunde lang draußen stehen und darauf an den glühenden Ofen zum Trocknen treten. Währenddem wurde er bespien und mit glühenden Kohlenstücken und Zigarettenstummeln beworfen.

Ein Herr Johann Drost, Geschäftsreisender aus Breslau, wurde in das Essener Kohlensyndikat unter das Dach geführt. Dort nahm man ihm seine Zigarren ab und schlug mit geballten Fäusten und Linealen auf ihn ein, unter der Behauptung, er sei ein Spion. Da der Unglückliche nichts angeben konnte, zwangen sie ihn, aus dem Spucknapf zu trinken und fesselten ihn. Man ließ ihn ohne Nahrung. Am nächsten Tage wurde er abermals geschlagen, ein Franzose hielt seine brennende Zigarre auf seine Haare. Ein anderer

versuchte seine Finger in die Ohren des Deutschen hineinzubohren, und da ihm dies nicht gelang, drehte er ihm beide Ohrmuscheln herum. Darauf würgten sie ihn mit dem Schal, daß er die Besinnung verlor. Man schlug ihn mit dem Kopf gegen die Wand bis er wieder zu sich kam und schleppte ihn aus dem Zimmer. Endlich gelang es ihm zu entfliehen. Er sprang einfach zum Fenster hinaus in die Tiefe, fiel auf ein Dach, glitt ab, da es regenfeucht war und hing plötzlich an der Dachrinne. Von dort ließ er sich ebenfalls los und gelangte glücklich in die Freiheit.

Viele andere waren nicht so glücklich. Man fand später viele Leichen in den Blutkellern und auf den düsteren Höfen der Fabriken, die schrecklich zugerichtet waren.

Zum Schlusse sei noch erzählt, wie heldenhaft sich vierzehn Primaner der Bochumer Oberrealschule II benahmen, die in die Hände der Franzosen fielen.

Man hatte auch ihre Schule beschlagnahmt, und sie hatten von der Leitung den Auftrag bekommen, die Sammlungen aus dem Schulgebäude in die neue Notschule zu tragen. Sie sind gerade um halb drei Uhr nachmittags damit beschäftigt, den Auftrag auszuführen, da wird die Tür aufgerissen, und ein französisches Kommando stürzt herein. Hinter den Schwerbewaffneten sieht man zahllose Soldaten eines Tankgeschwaders auf den Gängen und Treppen Spalier bilden. Die vierzehn deutschen Jungen wissen nicht, was sie getan haben. Vielleicht haben sie der Polizei Spitzel angezeigt, vielleicht haben sie verräterischen Deutschen, die zu den Franzosen übergingen, die Fenster eingeworfen, gewiß, sie haben derlei Heldentaten schon oft vollbracht, es müßten keine deut-

schen Jungen sein, wenn sie so feig dem ganzen Treiben zusehen könnten!

Man stellt ihre Namen fest, und nun beginnt das Spießrutenlaufen. Sechs von ihnen müssen durch das Spalier hindurch. Man faßt sie bei den Haaren, man stößt sie in die Seiten, man gibt ihnen Fußtritte, man wirft sie die Treppe hinunter, daß ihre Schädel auf die Fliesen klatschen, und unten im Schulhofe faßt man sie bei den Beinen und schleift sie mit dem Kopfe durch den schwarzen Morast. Tapfer und mit zusammengebissenen Zähnen stehen die sechs wieder auf. Keiner weint, jeder blutet. Man bildet einen Ring um sie, und abermals sausen Fäuste und Kolben auf die tapferen kleinen Deutschen nieder. Manche brechen zusammen und stehen wieder auf, denn die Kameraden stehen ja auch! Was mag wohl mit den übrigen geschehen sein? Leben sie noch, hat man sie erschossen oder frei gelassen? Wird man ihnen ans Leben gehen? Noch nicht ... Man sperrt die ersten sechs in ein unterirdisches Verließ, dort ist es still und dunkel, und hier darf man sich hinlegen und bewußtlos werden.

Einer wacht auf, dreht den Kopf: kein Franzose ist im Keller. Er stößt die anderen an, weckt sie. Sie halten Kriegsrat und entwerfen einen Plan zur Flucht. Einer soll zuerst auf Erkundung gehen. Er steht auf, da ... man hört Schritte die Treppe herunter. Die Brettertür wird aufgestoßen, da sind sie wieder, die Henker in Offiziersuniform! Sie spucken den Buben ins Gesicht, sie fluchen und drohen. Starr und regungslos stehen die Knaben an der Wand. Sie benehmen sich wie Männer. Kein Zucken um ihren Mund verrät

Schmerz oder Verachtung. Sie verhalten sich einfach grauenvoll still.

Das wird selbst den Franzosen zu viel. Langsam verstummen sie vor dem Anblick dieser blutüberströmten deutschen Jungen. Es kommt ihnen zum Bewußtsein, daß sie mit ihrem blinden Haß hier den Deutschen vielleicht genützt haben. Wenn die Knaben auf die Straße kommen und ihre Wunden zeigen, wird dann nicht ein Sturm der Empörung die ganze Besatzung hinwegfegen? Ein Offizier gibt kurz Befehl, die „nächsten sechs" Primaner schonend zu behandeln. Das heldenhafte Beispiel ihrer Kameraden hat ihnen genützt.

Der Offizier hat nur eines vergessen, auch die beiden letzten von den vierzehn dem besonderen Schutze seiner Soldaten zu empfehlen. Während die „nächsten sechs" mit heiler Haut im Keller eintreffen, werden die letzten zwei mit verdoppelter Wut gepeinigt, man schlägt sogar mit Eisenstangen und schweren Schraubenschlüsseln auf sie ein.

Zwei Schüler, die unverwundet geblieben sind, werden entlassen, die übrigen zwölf erhalten drei Strohsäcke für die Nacht. Es wird kein leichter Schlaf, Fieber und Angstträume peinigen die kleinen Helden. Mit aufgerissenen Augen starren sie manchmal mitten aus dem Schlafe heraus auf die sechs Franzosen, die mit aufgepflanztem Bajonett Wache stehen. Man hat ihnen nichts zu essen gegeben, erst am späten Abend durften sie an die Wasserleitung und außerdem: ihre Eltern wissen nicht das geringste von ihnen.

Aber auch die Nacht geht herum und der folgende Tag und noch viele Tage. Man scheut sich doch, die Knaben mit

ihren offenen Wunden auf die Straße zu lassen. Als sie einigermaßen wieder hergestellt sind, führt man sie über die Straße zu einer den Franzosen wohlgesinnten Dame. Auf dem Wege müssen sie ihre Verbände abnehmen und ihre Wunden im Gesicht mit den Händen bedecken, damit niemand Anstoß nimmt. Erst nach zehn Tagen dürfen sie nach Hause. Sie sehen noch grün und blau im Gesicht aus, aber ihre Kameraden bereiten ihnen einen Triumphzug, und sie haben es nun besonders gut in der Schule.

Die Abwehr

So tapfer wie die Bochumer Primaner benahm sich der größte Teil des deutschen Volkes. Als der erste Eisenbahnzug mit Ruhrkohle in Paris eintraf und als Siegestrophäe feierlich empfangen wurde, da zeigte es sich, daß nur eine Schicht Kohlen obenauf lag, der ganze übrige Wagen war mit Müll, Abfall und Unrat gefüllt. Die deutschen Eisenbahner weigerten sich, die französischen Kohlenzüge zu führen. Es mußten französische Eisenbahnbeamte eingestellt werden, die sich natürlich mit Weichenstellen und den anderen Betriebsordnungen nicht auskannten. So entstand bald die größte Unordnung. Häufig entgleisten Züge, es gab Tote und Verletzte. Die Bevölkerung war weder durch Freundlichkeit noch durch Schikane zu bewegen, die französischen Regiezüge zu benutzen, man ging lieber stundenlang zu Fuß.

Besonders eifrige Leute sammelten Briefe französischer Besatzungssoldaten an ihre Lieben in der Heimat. Darin war zu lesen, wie Offiziere ihren Frauen die Absendung von

Geld, Schmuck- und Silbersachen, ja von ganzen Möbeleinrichtungen und Wäscheausstattungen ankündigten, wie umgekehrt die Madamen ihren Besuch mit Kind und Kegel in der deutschen Sommerfrische anzeigten. Einer von diesen Briefen sei hier in deutscher Übersetzung abgedruckt:

„Wir sind in einer Art Bochekaserne gewesen; es gab dort mehr als zweitausend grüne Teufel, man war dort, um sie zu entwaffnen, und hat alles durchsucht. Wenn man nicht morgen visitiert wird, bringe ich dir schöne Dinge mit. Ich habe einen Revolver, einen kleinen Papierschneider, zwanzig Zentimeter lang, ganz aus Silber, Hemden, sechs für mich, ein Halstuch, Unterhosen, Messer, sieben und noch vielerlei. Es ist schade, daß ich es dir nicht schicken kann, es ist sehr hübsch; ich hatte mir auch ein vollständiges Service genommen, das man mir aber wieder gestohlen hat. Zwei Kisten Zigarren, Zigaretten, Hefte, Federhalter, Federn, nur eins fehlt mir zu alledem, das bist du ...“

Natürlich nahmen die Mieter auf die Einrichtung nicht die geringste Rücksicht. Den Hund wusch man in der Waschschüssel und trocknete ihn mit den plüschseidenen Vorhängen. Die Kochtöpfe wurden auf den zarten Birkenmöbeln abgestellt, die Schuhe auf den seidenen Polstersesseln gereinigt.

Die Deutschen versäumten keine Gelegenheit, Männern, die sich bewährt hatten, offen zu huldigen; so als Franz Thyssen und die Kruppdirektoren heimkehrten. Man spielte auf den Theatern mit Vorliebe Freiheitsstücke. Wenn die Rüttliszene in „Wilhelm Tell“ über die Bretter ging, sprangen die Zuschauer auf, hoben die Hände empor und sprachen den Schwur des Schauspielers mit:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Die Kinder auf der Straße, insbesondere aber die Schüler erfanden eigene Spottverse wie:

„O Franzmann weine nicht!
Die Kohlen kriegst du nicht.
Zieh deine Stiebeln aus
Und geh nach Haus.“

oder nach Art der berühmten Pollacken-Lieder:

„Poincaré, der olle,
der is sich doll auf Kolle,
soll sie sich selber hacken,
sonst kriegt er eins auf Backen.
trulla, trulla, trulla
Franzmann is dummes Aas.“

Bekannte Lieder wurden in bezeichnender Weise umgedichtet. So sangen die Mittelschüler, ohne daß jemand es ihnen verbieten durfte:

„Siegreich woll'n wir — wir dürfens ja nicht sagen —
Sterben als ein tapfrer Held.“

Einen besonderen Haß aber faßten die Franzosen auf das sogenannte Westfalenlied, das mit Humor und Schärfe die französische Besatzung geißelte:

Du möcht'st den Rhein, den stolzen, haben.
So siehst du aus, du armer Wicht.

Poincaré, laß dich begraben,
Den deutschen Rhein, den kriegst du nicht!
Auch unsre Ruhr, die kriegst du nie,
Deutsch bleibt die deutsche Industrie!
Was auch dein Neid, dein Haß ersinnt,
Dein Rachegeist verrucht beginnt:
  Uns zwingst du nicht, wir halten Stand,
  Wir Männer aus Westfalenland.

Kommst du mit Tanks auch und Geschützen,
Mit Peitsche, Gas und Dunnerkiel,
Es wird dir Ränkeschmied nichts nützen;
Bei uns erreichst du nicht dein Ziel!
Uns schrecket kein Kanonenklang,
Ein Bajonett macht uns nicht bang;
So knorrig wie die Eichen hier,
Unbeugsam, fest, so stehn auch wir!
  Es drückt kein Teufel an die Wand
  Die Männer aus Westfalenland.

Von uns bekommst du keine Kohlen,
Bis wieder du vernünftig bist,
Den soll der Teufel lotweis' holen,
Der dir beim Raub behilflich ist!
Für dich fährt hier kein Kohlenkahn,
Kein Auto, keine Eisenbahn,
Für dich rührt sich hier keine Faust —
Kein Korb für dich zur Tiefe saust.
  Gerechter Zorn füllt bis zum Rand
  Die Männer aus Westfalenland.

Auch unsre Mädchen, unsre Frauen
Sind deutsch gesinnt, so treu wie Gold;
Du kannst von hinten sie beschauen
Samt dem Gesocks in deinem Sold.
Es ist dem welschen Gockelhahn
'ne Maid bei uns nie zugetan.
Sie spuckt ihn an, den Kikeriki,
Auf seine Kosten kommt er nie!
Niemals ein welscher Arm umspannt
Ein Mädel aus Westfalenland!

Poincaré, du alter Sünder,
Laß drum die Hand von Rhein und Ruhr!
Wir bleiben deutsche Landeskinder,
Hör unsern deutschen Treueschwur:
„Solang sich noch die Erde dreht,
Die Sonne hoch am Himmel steht,
Solang sind treu wir unsrer Pflicht,
Stehn felsenfest und wanken nicht.
Wir bleiben deutsch mit Herz und Hand,
Gott schütze unser Vaterland."

Weil die Eisenbahnen so langsam gingen, gedachten die Franzosen die Kohlen auf dem Rhein-Herne-Kanal zu befördern. Weil sie sich aber mit den Maschinen nicht auskannten, erschien plötzlich ein deutscher Strombaumeister und versprach, das Schleusenwerk in Ordnung zu bringen. Er arbeitete fleißig und verschwand dann spurlos, als er seine Bezahlung hatte. Eine halbe Stunde später gab es eine furchtbare Explosion, und das Wasser floß aus dem Kanal

durch hundert Sprenglöcher ab, und die Kohlenkähne versperrten lieblich den Weg. Ein anderes Mal ließen die Deutschen den ganzen Ölvorrat einer riesigen Zeche durch Wasserleitungsrohre vom besetzten in das unbesetzte Gebiet laufen. Kurz, es verging kein Tag, ohne daß den Franzosen nicht hier oder dort ein Schnippchen geschlagen wurde.

Erbitterter aber als der passive Widerstand wurde der aktive von einigen entschlossenen Deutschen aufgenommen. Es gab Männer, die nicht ruhig mit zusehen konnten, wie tagtäglich ihren Brüdern Gewalt geschah. Etwa einhundertvierzig Deutsche waren erschlagen worden, darunter Frauen und Kinder, insgesamt 1500 Jahre Freiheitsstrafen waren ausgesprochen, 131 036 brave Arbeiter, Beamte und Bürger waren ausgewiesen worden. Viele Tausende saßen in den Gefängnissen oder waren zu Krüppel geschlagen. Blutete einem bei solchen Taten schon das Herz, wie mußte der Deutsche jenseits des besetzten Gebietes nicht im Zorne aufflammen, wenn er hörte, daß die Kommunisten drüben mit den Franzosen gemeinsame Sache machten und sich anschickten, überall die Räteregierung auszurufen. Schon verhandelten auch die ersten Seperatisten mit den Franzosen über die Abtrennung des Rheinlandes vom Deutschen Reiche. Es war hohe Zeit einzugreifen.

Da der Staat machtlos war, opferten sich einzelne Männer. Die deutschen Soldaten des Weltkrieges, die Freiheitskämpfer vom Baltikum und von Oberschlesien waren die ersten, die sich heimlich zusammenfanden und Pläne schmiedeten. Bald krachten drüben die ersten Sprengkörper, Eisen-

bahndämme flogen in die Luft, Züge zerschmetterten am Abhang, und französische Posten wurden von unsichtbarer Hand niedergelegt. Es kam bald so weit, daß sich kein Franzose mehr trauen wollte, allein oder gar nachts Wache zu beziehen. Viele entfernten sich vom Heere als Deserteure, und das innere Frankreich wurde von Tag zu Tag unruhiger.

Das Ende

Wir haben lange nichts mehr von Schlageter gehört. Er hatte die ganze Zeit hindurch als Spion für Deutschland gearbeitet und manche kühne Sache gedreht. Jetzt ist er plötzlich im Ruhrgebiet. Seine alten Kameraden sind bei ihm, lauter verwegene Gesellen. Hauenstein hat sie zusammengerufen, sie handeln nach geheimen Plänen. Von Zeit zu Zeit trifft man sich unauffällig in einem bestimmten Lokal in Essen oder anderswo und tauscht seine Beobachtungen aus: wo französische Posten stehen, wo man bequem Telegraphendrähte durchschneiden kann, wo es am besten ist, Schienen zu sprengen.

Die Franzosen spüren bald, daß da eine fremde, verschworene Bande am Werke ist. Wenn sie ihre Bücher und Hetzschriften ausstellen, werden die Schaufenster eingeworfen, ist irgendwo ein Liebesmahl französischer Offiziere, dann fliegen Pflastersteine durch die Fenster, verkauft ein Deutscher an einen Franzosen Ware, dann geht es ihm ebenso.

Vor allem aber diese unheimlichen Sprengungen ... Man schickt doch Nacht für Nacht seine Radfahrerpatrouillen aus, man hat an allen Übergängen seine Posten stehen, man

bestreicht den Bahndamm mit Scheinwerfern, in deren grausamen Lichtkegel keine Maus sich verstecken könnte, und doch krachen Nacht für Nacht die Explosionen, und die schwarze Ruhrkohle staut sich auf den Halden, weil die Eisenbahnzüge nicht fahren können.

In der Abenddämmerung des 15. März verließ Schlageter mit seinen Leuten sein letztes Quartier, um die Eisenbahnbrücke über den Harbach bei Calcum zu sprengen. Diese Brücke lag an der Strecke Duisburg-Düsseldorf und war eine der allerwichtigsten Zubringestraßen für die französische Kohlenausfuhr aus dem Ruhrgebiet.

Der Führer teilte seine Leute ein wie im Kriege. Langsam sichernd gingen sie gegen den Bahndamm vor. Nirgends war ein Posten zu sehen, der Schrecken lag den Franzosen offensichtlich allzu tief in den Gliedern. Die Felder rochen feucht, es war ein schwerer, dunstiger Vorfrühlingsabend.

Man wartete, bis es ganz dunkel war, dann ging Schlageter mit seinen Freunden langsam auf den Bahndamm zu, während v. Krause und Zimmermann rechts und links sicherten. Als plötzlich ein Scheinwerfer aufflammte, warfen sie sich auf die Erde und verhielten sich regungslos, bis das Licht weiter entfernt spielte, dann krochen sie auf die Brücke zu, unter der sich der morastige Harbach schlängelte. Sie hatten Sprengmaterial genug bei sich, und nun rüttelten sie an den Bohlen, welche den Übergang trugen. Sie staken sehr fest. Von Zeit zu Zeit horchten sie — die Kameraden König und Feder hatten Schlageter bis an die Brücke begleitet — ob kein Zeichen von Krause und Zimmermann komme. Aber

alles blieb totenstill. Endlich gelang es, zwischen zwei Balken die Ladung zu legen. Als sie angebracht war, wurde die Zündschnur mit einer glühenden Zigarette angebrannt, und als kleiner weißer Rauch herausquoll, ging es im Laufschritt



zu zweien querfeldein. Sie waren noch nicht weit gekommen, da zerriß ein donnernder Krach die Luft, und als sie sich umwandten, sahen sie die Trümmer des Bahnkörpers in die Luft fliegen — die Tat war geglückt, die letzte, siegreiche vor dem bitteren Ende.

Nicht lange danach erließ der Bürgermeister von Kaiserswert folgenden Steckbrief:

„Kaiserswert, 5. April 1923.

Eisenbahnsprengung in Calcum. Am 15. März 1923, abends gegen 8 Uhr, wurden die Eisenbahngeleise über den Harbach, Gemeinde Calcum, gesprengt. Als Täter kommen wahrscheinlich zwei junge Leute in Frage, die wie folgt beschrieben werden. Familienname mutmaßlich Fr. v. Krampe oder von Krause und Albert Leo Schlagstein oder Schlageter, der eine 20—25 Jahre alt, 1,60 groß, schlank, dunkelblond, ohne Bart, volles Gesicht, Gang und Haltung aufrecht. Spricht ausländische Mundart (kein Rheinländer), gekleidet mit schwarzen Schnürschuhen, braunen Sportstrümpfen, grauem Fischhautmantel mit Gürtel und heller Sportmütze. Der andere 20—25 Jahre alt, 1,80 groß, schwächlich, blond, ohne Bart, längliches Gesicht, Gang und Haltung aufrecht, Rheinländer, trug Kneifer. Kleidung: schwarze Schnürschuhe, grauer Regenmantel und heller Schnitthut. Infolge des Attentats sind angesehene Bürger als Geiseln durch die Besatzungsbehörde ins Gefängnis gebracht worden und sollen erst bei Ermittlung der Täter in Freiheit gesetzt werden. Es wird daher um Zustellung geeigneter Ermittlungen nach den Tätern und um evtl. schleunige Mitteilung an die unterzeichnete Polizeibehörde ersucht."

Schlageter arbeitete im geheimen weiter, u. a. besichtigte er auch das Gefängnis in Düsseldorf-Werden, wo sein Freund, der Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe gefangen saß. Ihn wollte er befreien. Er wußte nicht, daß er bald selbst dort hinter Mauern sitzen würde. Von Werden aus ging er nach Königswinter. Es war der letzte helle Tag in seinem Leben. Er fuhr nach Essen zurück, ordnete seine Koffer, die mit Waf-

fen und Sprengmaterial angefüllt waren und nahm sich vor, sie am anderen Tage in ein besseres Quartier zu bringen. In dieser Absicht ging er schlafen. Er war kaum eingeschlafen, da klopfte es an die Tür, immer heftiger ...

„Aufmachen! Polizei!"

Er öffnete im Schlafanzug. Hinter den starrenden Revolvern der Zivil-Kommissare sah er seine Todfeinde: ein Kommando französischer Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr stand auf dem Korridor.

Er mußte sich anziehen, dann wurden ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt und die Stricke bis zu den Schultern hinauf durchgezogen. Sie führten ihn durch die nachtstillen Straßen Essens in das Kohlensyndikat, in dessen dunklen Höhlen sich schon so manches scheußliche Verbrechen an den unglücklichen Deutschen abgespielt hatte. Es war der 7. April. In den nächsten Tagen wurden noch einige seiner Freunde verhaftet, wahrscheinlich durch Verrat aus den eigenen Reihen.

Am 14. April schrieb er folgenden Brief aus dem Gefängnis an Heinz:

„Lieber Heinz!

Verdammt faule Lage. Keine Haaresbreite fehlte, und ich hätte schon Sonntag die Ehre gehabt, bei Petrus zu speisen. Verhör, Standgericht, wieder Verhör, nochmals Standgericht, bis endlich das erlösende Wort kam vom Divisionsgeneral: ‚Abführen nach Gefängnis Werden.' Aufatmen an der ganzen Front. Doch freuen Sie sich nicht, denn Sie werden hängen statt meiner. Die ganze Wucht gemeiner Verräterei wurde von mir auf Sie weiter gewälzt. Auch

v. d. O. hat manches abbekommen. Sie werden sich danach einzurichten wissen. Ja nicht schnappen lassen!

Nun Gruß und Heil an alle
Euer Schl.

Es liegt ein Verrat vor, der aus unserem internsten Kreise kommen muß. Nicht bloß das, was wir gemacht haben, sondern alle unsere einstigen und eben gefaßten Pläne waren wörtlich bekannt. Dazu dann als letzten Beweis das Material aus meinem Koffer. Lüge und Frechheit konnten allein helfen. Na, darüber später mündlich, so alles weiter klappt.

Ich habe gemacht bzw. geleitet:

1. Sprengung bei Calcum, ausgeführt durch Schlageter, Krause, Federer, König.

2. Sprengung bei Hügel, ausgeführt durch Krause, Krohn, Federer, König.

3. Hayn hatte östliche Strecke zu beobachten, jedoch wurde nichts ausgeführt.

4. Beobachtungen über sämtliche militärischen Angelegenheiten.

5. Beobachtungen der Agenten deutscher Spitzeln. Alle Meldungen an Sie, von da wahrscheinlich nach Berlin. Davon, daß Leute sollen umgebracht werden, ist mir nichts bekannt. Ein Befehl ist nie erfolgt dazu.

Leute natürlich in Essen vollkommen unmöglich. Auch Düsseldorf bekannt. Versammlung in Mülheim am Dienstag wußte ich schon am Mittwoch früh. Leute können nur unter anderen Namen in anderen Städten arbeiten, und dann dürfen sie mich ja nicht kennen, sollte einmal einer geschnappt werden. Allergrößte Vorsicht vor Leuten mit dem H.-Ab-

zeichen. Bekannte aus Oberschlesien angeblich, in Wirklichkeit französische Kriminalbeamte. Also Vorsicht. Außerdem wurden bei mir 20 Abzeichen gefunden, mit denen sie jetzt arbeiten werden, vermutlich auch in anderen Städten. Wenn die Leute nicht auch so wie ich dreifach gefesselt mit der Pistole auf der Brust sich herumzerren lassen wollen, dann sollen sie den Mund halten und vorsichtig sein. Ich muß für die Ludersch büßen. V. B. habe ich reingewaschen, doch wußte man vieles andere über ihn. Ratsam wegbleiben. L. hat nie mit uns gearbeitet. Er hat mir einmal einen Mann für Beobachtungszwecke gegeben. Andere Leute aus E. kenne ich keine, auch keine Organisation. Irgendein Mann könnte mich als alter Regimentskamerad einmal besuchen. Bei B. angeben, wie Sie am besten meine Nachrichten erreichen können."

Man sieht aus diesem Briefe, wie auch im Gefängnis Schlageter nicht an sich selbst, sondern immer nur an die anderen dachte und sie warnte.

Die Anklageschrift des Staatsanwaltes wurde den Gefangenen erst am 5. Mai abends sieben Uhr zugestellt.

Das war ein Samstag Abend. Als Verhandlungstag wurde der 8. Mai vormittags acht Uhr bestimmt. Die Verteidiger erhielten ihre Ladungen erst im Laufe des Sonntagvormittag in einem gewöhnlichen Brief, der in den Briefkasten des Büros geworfen wurde. Dort wurde er erst am Montag früh gefunden, so daß die Verteidiger nicht einmal einen vollen Tag Zeit zur Vorbereitung hatten. Sie konnten höchstens die umfangreichen, in französischer Sprache geführten Akten durchblättern und mit ihren Schutzbefohlenen

nur ganz unzulänglich sprechen. Auch die Gefängnisgeistlichen, die gleich nach der Einlieferung Schlageters in das Düsseldorfer Gefängnis versucht hatten, ihn zu sehen, wurden vom Leiter der französischen Abteilung, Caron, der ein Freimaurer war, abgewiesen.

Die Verhandlung fand am Landgericht in der Mühlenstraße am Morgen des 8. Mai 1923 statt. Der Zugang zum Gericht war militärisch abgesperrt, im Zuhörerraum saßen hauptsächlich französische Offiziere mit ihren Damen. Die wenigen Deutschen, die zugelassen wurden, wurden aufs strengste nach Waffen durchsucht und während der ganzen Verhandlung scharf beobachtet. Kurz nach ein halb acht Uhr rollten die Wagen der Gendarmerie heran. Französische Polizisten führten die Angeklagten an einer Kette herein, an die jene mit den Händen gefesselt waren.

Im Saale ertönte ein scharfes Kommando: „Achtung!" Die Wache präsentierte, das französische Kriegsgericht in Gestalt von fünf französischen Offizieren erschien und nahm Platz, ebenso der französische Ankläger und die Verteidiger. Der ganze Akt war natürlich völkerrechtswidrig. Kein Volk der Erde hat das Recht, mitten im Frieden auf dem Boden eines anderen Volkes über dessen Angehörige zu Gericht zu sitzen.

Der Gerichtsschreiber verlas die Anklage. Kein Muskel zuckte in Schlageters fahlem, männlichem Gesicht. Weil man ihn für das Haupt der Verschwörung hielt, wurden zuerst seine Mitangeklagten vernommen. Sie leugneten. Als man ihnen vorhielt, sie hätten in der Voruntersuchung verschiedenes zugegeben, erklärten sie, das sei nur unter den schwersten

Mißhandlungen der französischen Beamten von ihnen erpreßt worden. Andere erklärten, ihre Aussagen seien falsch übersetzt worden. Die Sitzung dauerte mit einer kurzen Pause bis abends sieben Uhr und wurde dann auf Mittwoch, den 9. Mai, vertagt. An diesem Morgen wurde Schlageter sofort vernommen. Er war im Gegensatz zu manchem seiner Mitangeklagten außerordentlich gefaßt. Er schilderte seine Vergangenheit und erklärte, er habe in der Organisation Heinz an der Ruhr im Interesse des Deutschtums gewirkt. Die Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Calcum gab er zu, nahm aber alle Schuld auf sich selbst oder gab höchstens Namen von Leuten an, von denen er wußte, daß sie im unbesetzten Deutschland in Sicherheit waren. Auch über weitere Einzelheiten der Organisation und ihrer Taten konnte das Gericht keine Silbe von Schlageter erfahren.

Nun erhielt der Staatsanwalt das Wort. Das Urteil war natürlich schon längst heimlich über die Angeklagten gesprochen. Das französische Volk hatte Poincaré allzu große Nachsicht gegenüber den Deutschen vorgeworfen, und der französische Ministerpräsident hatte in öffentlicher Sitzung geantwortet, man werde schon sehen, wie er gegen die Deutschen vorgehen werde.

Nachdem auch die deutschen Verteidiger gesprochen hatten, wurden die Angeklagten befragt, ob sie noch etwas zu sagen hätten. Nur Schlageter erhob sich und erklärte mit ruhiger Entschlossenheit: „Für das, was ich getan habe, stehe ich ein, ich bin bereit, die Folgen meiner Handlung zu tragen.“ Bis zur Verkündung des Urteils verhielt sich Schlageter ebenso ruhig und gefaßt, dann begann die Verlesung. Im Namen

des französischen Volkes wurde Schlageter zum Tode, die übrigen Angeklagten zu lebenslänglicher oder langjähriger Zwangsarbeit und zu vieljährigem Gefängnis verurteilt. Schlageter sah während der Verlesung dem französischen Staatsanwalt offen und unverwandt ins Gesicht, er hatte kein anderes Urteil erwartet. Stark gefesselt wurden die Deutschen dann abgeführt. Die Verteidiger erklärten, sie würden innerhalb 24 Stunden Revision einlegen.

Die deutsche Regierung, der päpstliche Delegierte in Essen, der Kardinal-Staatssekretär, das Rote Kreuz, ja die Königin von Schweden bestürmten die französische Regierung um Gnade. Die Revision wurde am 18. Mai verworfen, an demselben Tage, an dem die Verhandlung gegen die verhafteten Kruppdirektoren stattfand.

Rechtsanwalt Sengstock fragte Schlageter, warum er vor Gericht nicht erzählt habe, daß er damals in Oberschlesien einem französischen Offizier und einer französischen Feldwache das Leben gerettet habe. Darauf antwortete Schlageter mit deutscher Sachlichkeit: „Lieber Herr Rechtsanwalt, warum sollte ich das französische Kriegsgericht um Milderung anflehen? Was ich früher tat, gehörte nicht in den Rahmen der Verhandlungen. Die zur Verhandlung stehende Tat war es allein, über die zu urteilen war. Ich wiederhole: ich habe nie um Gnade gewinselt und werde es auch jetzt nicht tun. Wie auch mein Schicksal sei, ich bin auf alles gefaßt. Wenn die laufenden Gnadengesuche ohne mein Zutun Erfolg haben, so wird mich das für meine armen Angehörigen freuen, wenn nicht, so bin ich bereit, die Folgen meiner Handlung bis zum Letzten auf mich zu nehmen."

Der deutsche Offizier Schlageter weigerte sich bis zum letzten Augenblick, ein Gnadengesuch an seine Feinde zu richten. Er war in der engen Zelle mit sich allein. An die Eltern schrieb er liebevolle Abschiedsbriefe wie diesen:

„22. April 1923.

Liebe Eltern und Geschwister!

Soeben habe ich Euren und der Tante Brief erhalten. Tausend Dank dafür. Nun kann ich endlich etwas erleichtert aufatmen, da ich weiß, daß Ihr alle gesund seid und mit Gottes Hilfe den ersten Schmerz und vor allem den Schrecken über die Nachricht hinter Euch habt. Es waren seit meiner Verhaftung am 7. April bis heute entsetzliche Tage. An mich konnte ich gar nicht denken, mein Schicksal war auch Nebensache; ich habe gehandelt aus Liebe zu Euch, zu meinem Vaterland; ich weiß dafür zu büßen. Die Größe meiner Strafe kann mich nicht schrecken noch traurig machen. Wäre ich allein auf der Welt, wüßte ich überhaupt nicht, was es Schöneres geben könnte, als für sein Vaterland zu sterben. Aber um Euch habe ich gebangt Tag und Nacht. Hätte ich Euch das ersparen können, ich wäre gern zwei- oder dreimal vor die Kugel getreten. Bleibt weiter so tapfer, hofft weiter! Sollte keine Änderung eintreten, dann denkt, ich bin an irgendeiner Krankheit oder sonst was plötzlich gestorben. Zwar ein paar Jahre früher, als zu erwarten war, doch das kommt ja öfter vor. Die Adresse von Familie Zeller könnt Ihr mir vielleicht das nächste Mal auch mitschreiben. Also

noch einmal tausend Dank für die Briefe und herzliche Grüße an Euch alle, besonders Vater und Mutter.

Euer Albert."

Er dachte nur an seine Freunde, an sein Vaterland und an Gott. Auf seiner Zigarettenschachtel trug er die Tage ein, die ihn noch von seiner Hinrichtung trennten. Er verlangte nach einem Geistlichen, aber Caron schlug ihm seine Bitte ab. Die Geistlichen selbst wandten sich an alle nur erdenklichen Stellen bis zum Armeebischof und zum Kardinal Dubois in Paris. Vergebens. Am Pfingstmontag machten sie den letzten Versuch beim französischen Divisionspfarrer Bouvé. Er versprach ihnen alles und hielt nichts.

In der Nacht von Freitag auf Samstag, vom 25. auf den 26. Mai 1923, wurde der Gefängnispfarrer Faßbender gegen 12 Uhr 30 durch stürmisches Klopfen von dem Leiter der französischen Gefängnisabteilung, Caron, geweckt. Er erklärte dem Geistlichen durch den Dolmetscher, daß Schlageter um 4 Uhr erschossen würde. Der Pfarrer könne aber erst um 2 Uhr 30 zu dem Delinquenten gelassen werden. Faßbender drückte dem Gefängnisleiter seine Entrüstung aus, dann eilte er zu Kaplan Roggendorff über die dunkle, wegen eines Arbeiterstreiks unbeleuchtete Straße. Verbrecher und Spione trieben sich halb betrunken und gröhlend herum. Punkt 2 Uhr 30 waren die beiden Geistlichen im Gefängnis, kurz nach ihnen erschien Rechtsanwalt Sengstock.

Wiederum baten die drei deutschen Herren immer dringender, zu Schlageter gelassen zu werden. Vergeblich. Ein gewisser Lortet, in dessen Händen die Vorbereitungen zur

Hinrichtung lagen, erklärte, er habe schon dreihundert Erschießungen mitgemacht und könne auch dieser mit der Zigarette im Munde zusehen. Zur Vorbereitung auf den Tod genügten übrigens nur wenige Minuten. ...

Endlich um 3 Uhr 10 erschien der französische Staatsanwalt Dumoulin. Unter Führung des Gefängnisleiters gingen etwa sieben Offiziere und Gendarmen, der französische Dolmetscher und die deutschen Herren zur Zelle Schlageters. Es waren nur noch fünfzig Minuten bis zur Hinrichtung.

Schlageter wurde geweckt. Er hatte fest und ruhig geschlafen. Acht Soldaten umstanden sein Lager, leuchteten ihm ins Gesicht und erklärten ihm, daß er in einer Stunde erschossen würde. Aber sie sprachen so schlecht, daß Schlageter sie nicht verstand. Sie mußten ihre grausame Ankündigung wiederholen. Der Staatsanwalt erklärte ihm, daß er noch einen Wunsch aussprechen dürfe. Er verlangte nach den Tröstungen der Religion. Der Rechtsanwalt fragte den Staatsanwalt, ob Schlageter noch einen Brief an seine Verwandten schreiben dürfe. Dumoulin nickte. Dr. Sengstock reichte Schlageter die von ihm mitgebrachten Briefbogen und ein Buch als Unterlage. Im Bette sitzend, von seinen Todfeinden umgeben, schrieb er dann die letzten Zeilen an seine Angehörigen:

„26. V. 23.

Liebe Eltern!

Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde noch beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Jenseits.

Nochmals Gruß an Euch alle. Vater, Mutter, Josef, Otto, Frieda, Ida, Marie, die beiden Schwager Göttis, die ganze Heimat.

Euer Albert.“

Er reichte den offenen Brief seinem Rechtsanwalt und bat ihn um Beförderung. Darauf ließ man ihn mit den Geistlichen allein. Sie versuchten den einzigen, von Schlageter selbst gewaschenen Kragen in Stand zu setzen, er wollte nicht als Marodeur auf die Golzheimer Heide geführt werden. Als er angezogen war, waren es nur noch fünfzehn Minuten, die ihm für Beichte und Abendmahl übrig blieben. Während er mit Gott und dem Geistlichen sprach, ging draußen ein Posten auf und ab und rief, regelmäßig wie der Pendel einer Uhr: „Vite; vite!“

Schlageters Ruhe weckt die Ehrfurcht des Geistlichen. Man eilt hinüber in die Kapelle, Schlageter nimmt die Hostie. Im dunklen Hintergrunde der Kapelle stehen die Soldaten mit ihren Bajonetten.

Dann, trotz aller Eile, muß man noch warten. Es ist eine kalte Nacht. Alle haben Mäntel, nur Schlageter nicht. Der Staatsanwalt gibt ihm ein Gläschen Kognak. Er nimmt es mit höflichem Dank. Endlich öffnet sich das innere Tor des Gefängnisses. Draußen stehen eine Reihe Autos, eine Schwadron Kavallerie mit gezogenen Säbeln umgibt einen Lastkraftwagen, der zur Hinrichtung führen soll. Schlageter und die Geistlichen besteigen ihn. Aber der Motor kommt nicht in Gang, man muß wieder heruntersteigen und einen anderen Lastwagen nehmen. Der Weg zum Exerzierplatz führt



am Friedhof vorbei. Es geht langsam vorwärts. Als die frische Luft des Exerzierplatzes heranweht, erschallt Militärmusik. Man sieht in der ersten Dämmerung drei Kompanien Infanterie, in ihrer Mitte das Exekutionskommando — Berichterstatter laufen eilig hin und her.

Der Lastwagen hält. Während Schlageter heruntersteigt, leiert der Gerichtsschreiber eilig das Todesurteil herunter. Man hat sich verspätet und muß jetzt die Verspätung einholen. Das letzte Wort, das Schlageter dem Geistlichen mitgibt, lautet: „Grüßen Sie mir meine Eltern, Geschwister und Verwandten, meine Freunde und mein Deutschland!"

Der Geistliche gibt ihm das Sterbekreuz. Er steckt es zwischen die obersten Knöpfe seiner Weste. Der Soldat, der ihn an den Pfahl fesselt, wird ewig nicht fertig. Ungeduldiges Zittern läuft durch die Reihen. Die Offiziere schimpfen. Endlich kniet das Opfer frei vor den Läufen. In diesem Augenblick steigt, ein Sinnbild der nun bald enteilenden tapferen Seele, unmittelbar hinter Schlageter eine Lerche flatternd und singend in den jungen Tag. Nordwind trägt sie hoch. Nordwind vom nahen Wesel her, wo einst Schills Offiziere unter den Salven napoleonischer Offiziere zusammenbrachen.

Die Salve kracht, sie hatten schlecht getroffen wie damals bei Andreas Hofer. Ein Offizier trat herzu und schoß den Zuckenden in den Hals.

*

Man sah sich vergeblich nach den Vertretern der Stadt Düsseldorf um, denen die sterbliche Hülle des Erschossenen

übergeben werden sollte. Niemand war da. So übernahm der Rechtsanwalt den Sarg. Er wurde vorläufig in einem Reihengrab des städtischen Friedhofs beigesetzt, die Geistlichen, die vom Richtplatz dorthin eilten, wurden aus den Fenstern von französischen Soldaten mit dem Rabenspottruf „Quak, quak" begrüßt. Schon in der ersten Nacht nach der Erschießung setzte ein Gefängnisbeamter ein Kreuz auf das Grab mit der Inschrift: „Hier ruht Albert Leo Schlageter, ein deutscher Held." Kränze wurden niedergelegt. Die Franzosen entfernten die schwarz-weiß-roten Schleifen, das Kreuz tasteten sie nicht an. Am 10. Juni wurde seine Leiche in einem Triumphzuge, an dem das ganze nationale Deutschland teilnahm, nach Schönau im heimatlichen Wiesental übergeführt. Unterwegs lief auch ein Kranz ein: „From England."

*

Viele Jahre sind über Schlageters Tod hinweggegangen. Man hat ihn vergessen und hat sich seiner wieder erinnert. Man hat ihn auch geschmäht: Im Preußischen Landtag erklärte unter großem Beifall der Linken ein Dr. Hamburger: „Schlageter ist kein Nationalheld, er wird es nie werden. Schlageter kann schon deshalb kein Nationalheld werden, weil er denselben fanatischen Haß, den er Angehörigen anderer Nationen zugewendet hat, auch der republikanisch-deutschen Bevölkerung entgegengebracht hat. Weil er auf dem Boden der völkischen und nationalen Kreise gestanden hat, darum verweigern wir ihm eine Achtung, wie sie einem Nationalhelden gewährt werden muß."

Albert Leo Schlageter lebte und starb nicht um des Lohnes willen. Er war zu Lebzeiten verkannt; man bespie sein Andenken nach seinem Opfertode als das eines Spions, Vaterlandsverräters und Abenteurers. So rückt sein Andenken noch höher über die Sphäre jener anderen Helden hinaus, die unangefochten ihr Leben hingeben durften. Er wohnt nun unzerstörbar in jenem Himmel, in dem die Schutzgeister der Nation ihre Hand über das Land halten, das Deutschland heißt.

Der Lohn des Helden ist das Vaterland.

